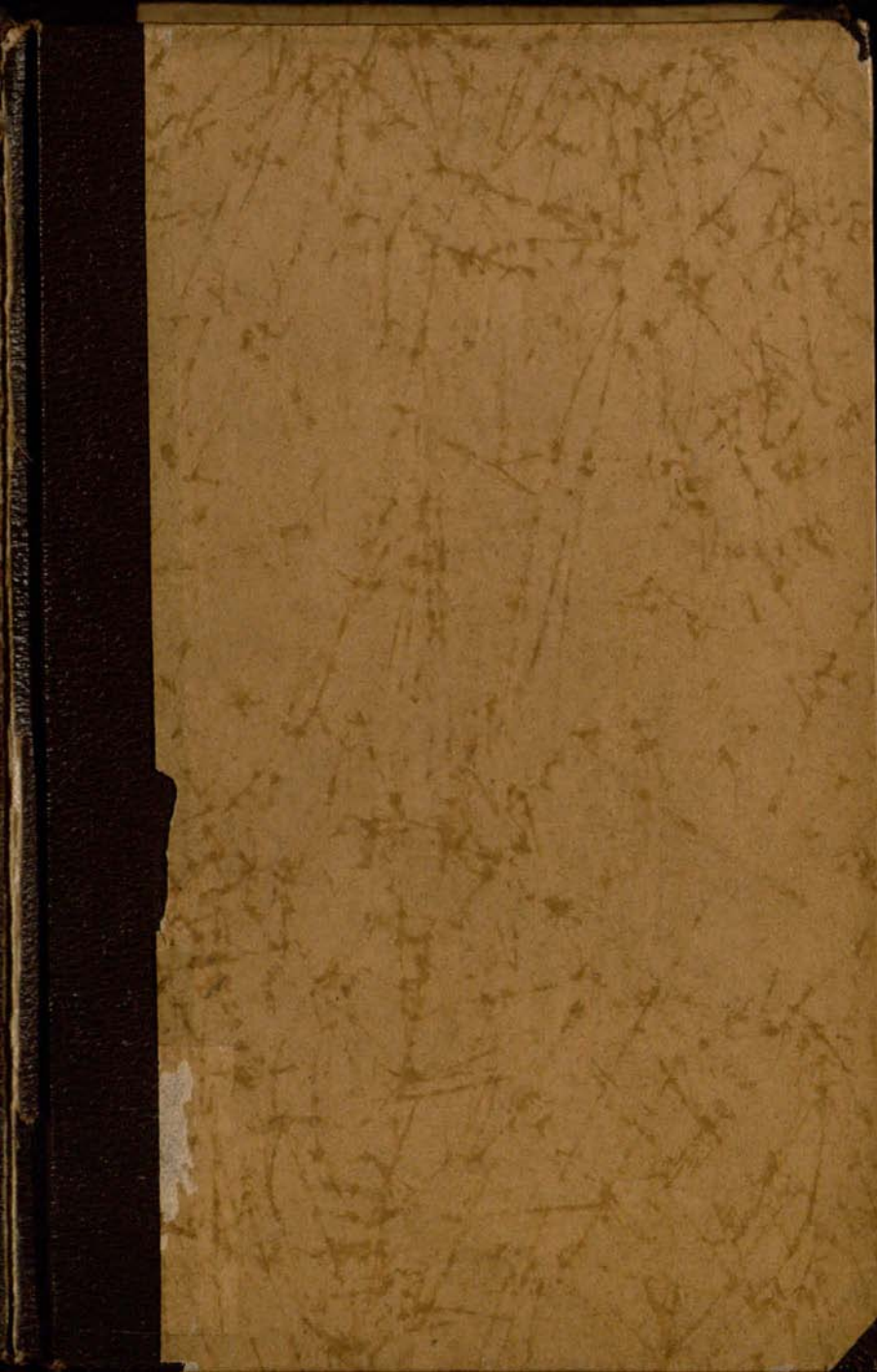
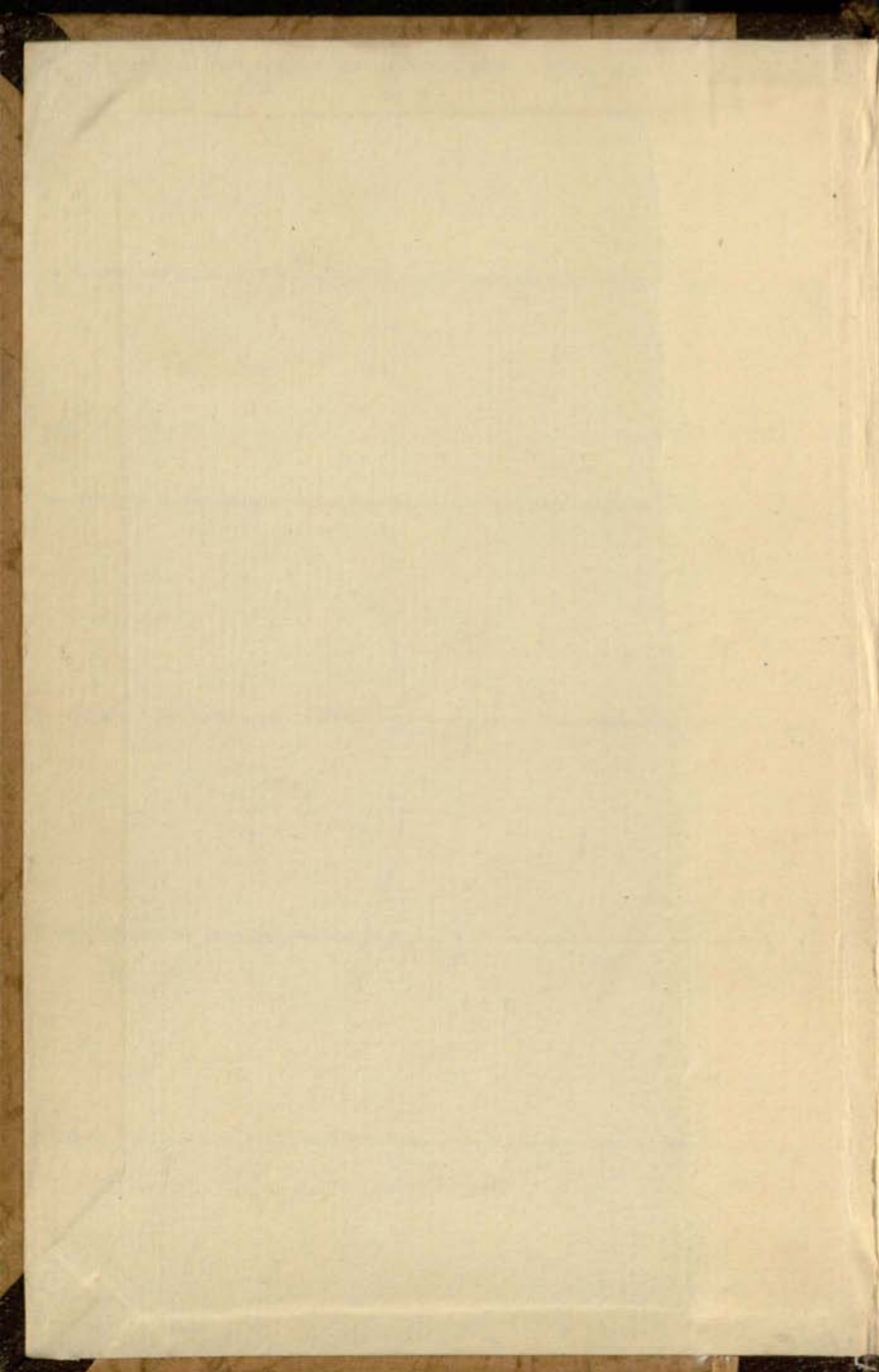
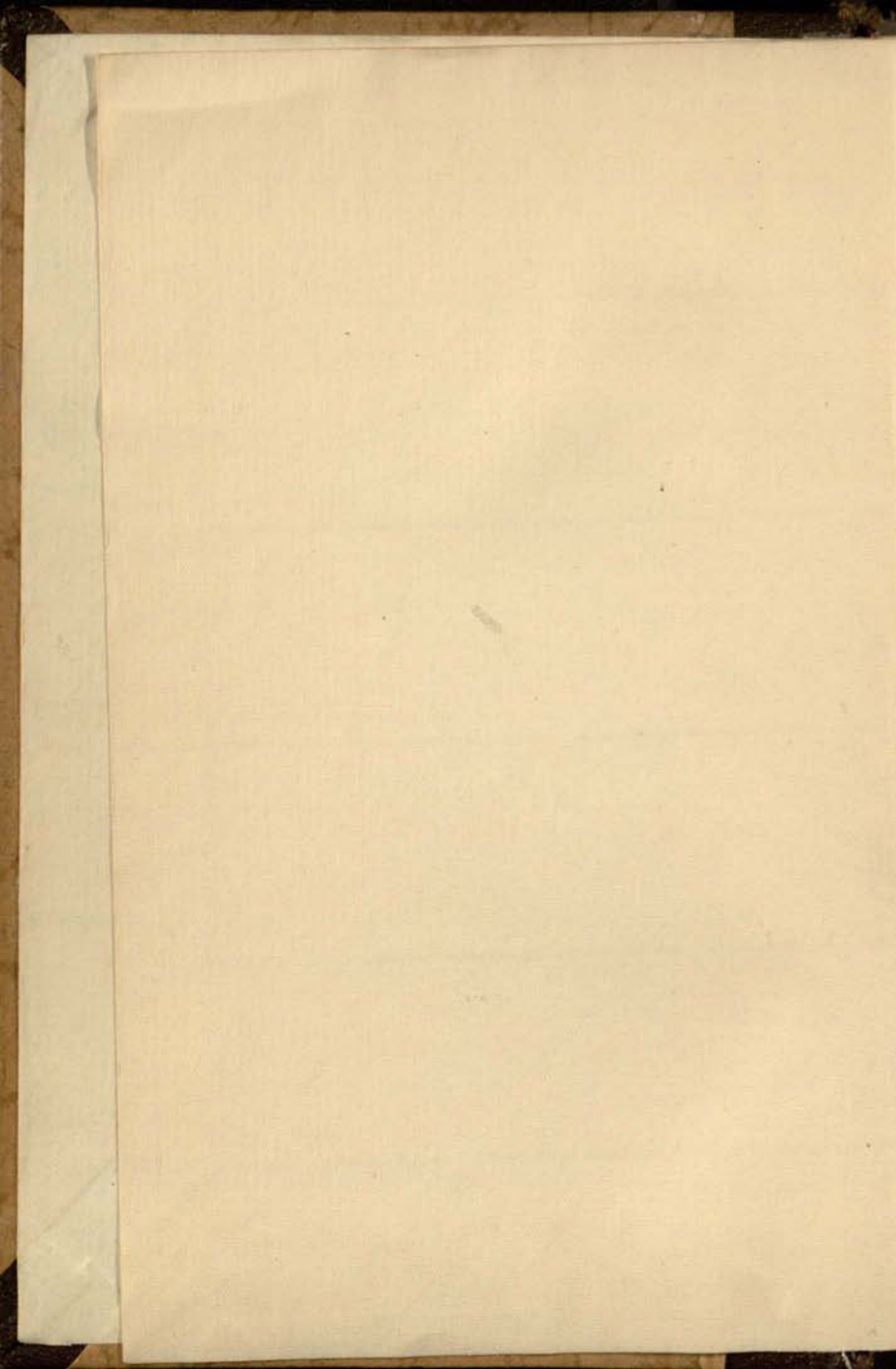






Part I. The History of the English Language



Carl Hauptmann / Aus meinem Tagebuch

Das Buch ist Eigentum der

Dritte vermehrte Auflage

Carl Hauptmann

Aus meinem Tagebuch

Horen-Verlag

Berlin-Grünwald

1929

Herausgegeben von Will: Erich Peuckert
Einbandentwurf von Georg A. Mathen

L
555
45
—



DCGN 2467



21. OKTOBER 1993 !
Dw

495. 29.

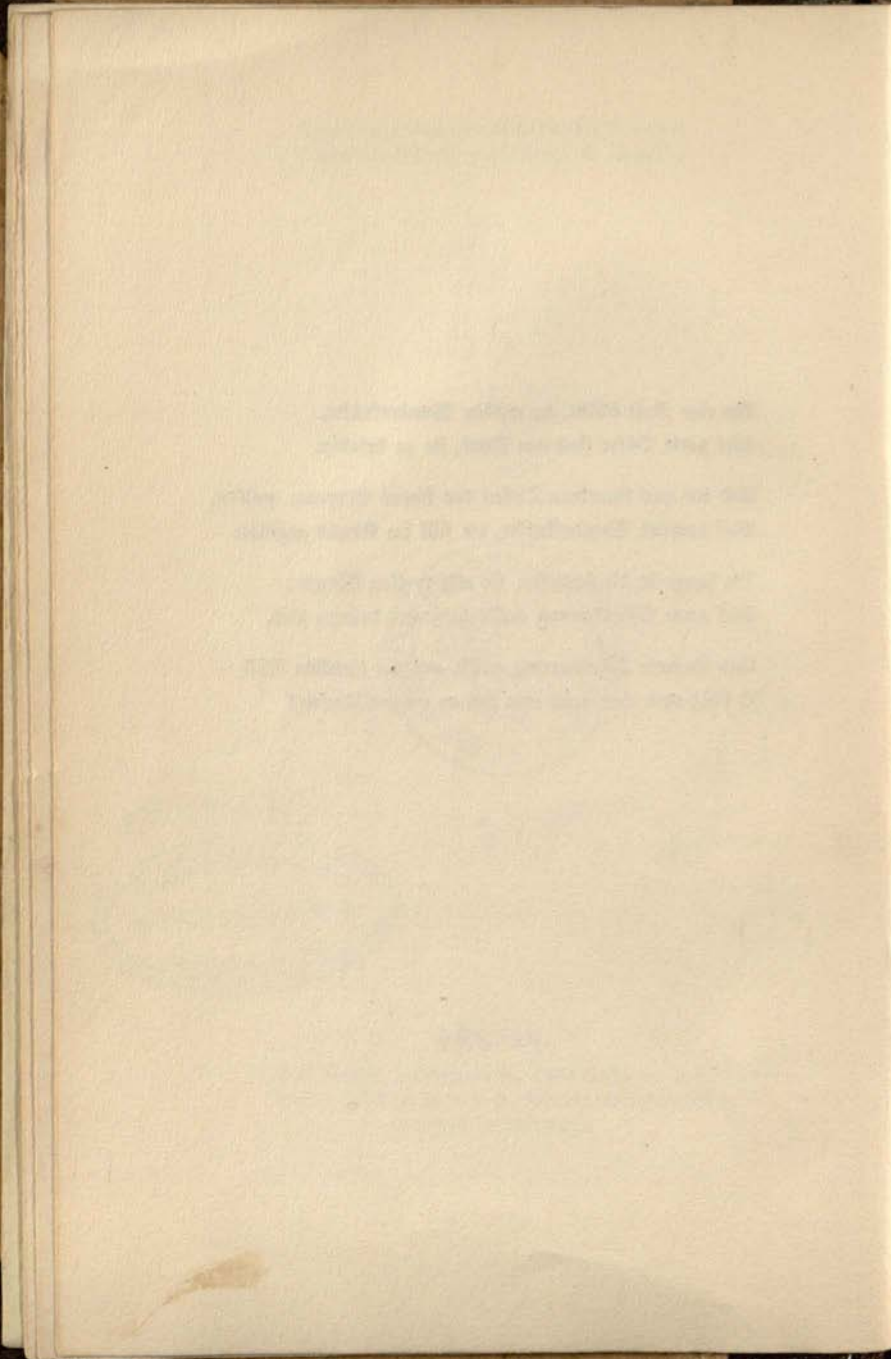
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1929 by
Horen: Verlag G. m. b. H., Berlin: Grunewald
Printed in Germany

Wo eine Rose blüht, da wirken Wunderkräfte,
Viel zarte Säfte sind am Werk, sie zu beleben.

Und wo aus stummen Tiefen des Liedes Bronnen quillen,
Viel tausend Wunderkräfte, die still im Grund geglüht.

Die lange in dir schliefen, sie alle wollen klingen:
Viel zarte Offenbarung quillt heiß aus deinem Lied.

Und stumme Offenbarung quillt aus der dunklen Rose —
O blüh und töne reich aus deinen ewigen Tiefen!



FRÜHE

2111

NAMENLOS

Namenlos bin ich wie der Sonnenstrahl.
Namenlos bist du wie eine flinkernde Welle.
Nicht deinen Namen kenn ich —
Nur deine Seele —
Und deine sammettschimmernde Haut —
Und deine frischen Lippen —
Und deine Kinderaugen, du Frühe.
Deine junge Seele glüht in deinem Wangenblut
Und drängt nach mir.
Wir lieben einander. —
Wie der goldene Sonnenstrahl den Bach liebt,
So liebe ich dich.
Wie er tändelnde Sonnenetze ihm in den Grund malt
So tändle ich in deinen goldnen Haaren, du Frühe,
Und werfe sie in frohem Übermute auseinander
Wie Sonnengeringel.
Unsere Augen sehen einander in ihre Tiefen.
Unsere Seelen lieben sich — namenlos.
Dein lieblicher Leib schmiegt sich an meine atmende Brust
Wie weiche Frühlingswellen,
In zeitlosem, raumlosem Traum . . .
Und aus deinem Schoße erblüht träumend
Eine Menschenseele —
Eine neue Seele aus zweier Frühling —
Das Wunder der Liebe —
Die neue Seele, die „Ich“ und „Du“ heißt.

SINGENDE QUELLE

Weißt du, ich hab eine Quelle gefunden,
Die hab ich mit deinem Namen genannt.
In Lorbeerbüschen liegt sie versteckt.
Ich plaudre zu ihr: — ob sie mich wohl verstand?

Denn manchmal rauscht sie plötzlich nicht mehr,
Es singt ihre schäumende Frühlingsflut,
Als wenn du sängest dein Liebeslied,
So voller heimlicher Glut.

Dann lausch' ich und lausche weit entrückt,
Dann beug ich mich nieder zur Welle
Und Küsse, als wenn's die Liebste wär,
Inbrünstig die singende Quelle.

*

BLUMENSONNEN

Tausend weiße Blumensoennen
Streut der Frühling seligem Schreiten,
Und um Busch und Dorf und Weiten
Weht ein schläfrig frohes Klingen.

Und durch Dorf und Busch und Weiten
Träum ich wieder neu beflügelt;
Und von Lenz und Licht umhügelst
Folg ich jungem Erdendrängen.

Mädchen tanzen Ringelreihen
Mitten auf der weißen Wiese;
Und ich fang die Anneliese,
Schwinge jauchzend sie im Maien.

Und von Busch und Dorf und Weiten
Lacht ein seliges Widerklingen,
Und wir tanzen und wir singen,
Und wir pflücken Blumensoennen.

*

Die seidenzarte Wimper
Von feinen Silberhärchen,
Wie frischer Raureif schattet
Sie lieblich deine Augen.

Wie wenn am Frühlingsmorgen
Sich blaue Blumen auftun —
Und noch vom Blütenkelche
Hinschmilzt ein frostiges Schimmern.

Ach, laß von deinen Augen —
Daß drin nur Frühling lache!
Jedwedes Winterbängen
Hinweg mich trinken.

*

LICHTER TRAUM

Eine frische Quelle war's,
Die kühl aus Felsen raunte.
Da kamst du heran aus Ferne und Duft,
Wie eine gutgelaunte.

Du lachtest hell und küßtest mich
Und hubst an, leise zu singen.
Und rings aus schläfrigem Frühlingsland
Begann ein Widerklingen.

O wunderholde, wehende Zeit,
Die ich dort lauschend gelegen,
Als brach aus Lüften und Blütenbaum
Hernieder ein singender Regen.

Ein weißer Glanz umleuchtete mich,
Ich ruhte im schimmernden Raume —
Nun treibt mich Sehnsucht ratlos umher
Nach meinem lichten Traume.

*

Ich möchte nicht erwachen —
Du küßtest mich auf den Mund,
Du küßtest hell meine Augen
Und küßtest mich gesund. —

Ich möchte nicht erwachen —
Wir schwammen frei und kühn.
Rings um uns kühlende Bogen
Und rosige Schäume ziehn.

Ich reiche dir die Hände
Über die Wasserflut,
Ich hebe dich stolz aus den Wellen
In neckendem Übermut,

Entschwebe in die Lüfte,
Entschwimme wie der Aar
Hoch auf in sonnige Räume —
Wie triefte dein weiches Haar!

Und sehe, wie die Woge
Tief unten zum Strande schäumt,
Und fühle, wie die Liebe
In unsern Seelen träumt,

Und fühle, wie unsere Seelen
Sich weiten zum fernsten Raum,
Und Himmel und blühende Lande
Verschwimmen zu blühendem Traum. —

Ich möchte nicht erwachen —
Du küßtest mich ohne Leid.
Du küßtest meine Seele —
Und fühllos verwehte die Zeit.

Ich möchte nicht erwachen.

— — — — —

*

Tändelnd umfosen mich weiche Winde,
Frühlingslüfte — lose — linde.
Und sie bringen Düfte getragen,
Süße Düfte vom ersten Blühen.
Und mein Blut fängt an zu glühen,
Möchte dir Wunder der Liebe sagen.

Aber ach! ich finde dich nicht,
Heiterste Blume, leuchtendstes Licht!
Meine Seele krampft ein Sehnen.
Kann den Frühling rings nimmer ertragen,
Möchte dir Wunder der Liebe sagen.
Nieder in Blüten fallen Tränen.

*

GOLDNER MAI

Ich hatte einen Traum,
Drin war es goldner Mai.
Du tanztest durch tauige Gräser
Wie eine lose Fei.

Im Erlenbusche schlief ich.
Da schlichst du behutsam heran
Und küßtest mich aufs Ohr
Und zupfdest leise dran.

Dann hingst du deine Füßchen
In quirlende Bachesflut;
Und helle Augen lachten
Zurück im Übermut.

Ich konnt mich nicht ermannen,
Ich arg verschlafner Lor,
Bis tolles Plätschern weckte
Mein ganz verzaubertes Ohr.

Und wie ich meine Blicke
Eintauche ins Blumenmeer,
Da fällt dein Lachen und Klingen
Drollig über mich her.

Ich hatte einen Traum,
Drin war es goldner Mai.
Du flogst in meine Arme,
Der Kuckuck rief dabei.



Im Schatten goldner Blätter
Auf braunem Laub im Buchenhain
Lag ich in deinem weichen Schoß.
Du sangst mich leise ein.

Ich blinzelt in die Wipfel
Und sah dein träumendes Gesicht
Und dachte: Das ist Liebe,
Was träumend in dir spricht.

Ein Strahl küßt dir die Stirne,
Er küßt dein rotes Lippenpaar.
Die Stirne schimmert rosenbläß,
Die Lippen glühen wunderbar.

Ich sprach: „Ach, daß die Sonne
Dich sanft mit ihrem Lichte kose!
Du bist ein wahres Sonnenkind,
Du allerschönste Rose.“

Da raunt ein leises Flüstern
Voll tief versteckter Bönne:
„Geh meinem Liebsten aus dem Weg,
Du allerschönste Sonne.“

Ich sprang auf meine Beine,
Flocht goldnes Laub in schwarzes Haar,
Küß mit dem hellsten Sonnenstrahl
Zwei Mädchenaugen, wunderklar.

Dann sah ich stumm zur Erde
Und sah dein glühes Angesicht —
Und wußte: das ist Liebe,
Das heitere Himmelslicht.

*

SONNENGESPINST

Ich saß im grünen Wald
und spann ein Sonnenkleid.
 Und weit und breit
 um Stamm und Krone
auch nicht ein leiser Laut.
Der stumme See lag vor mir,
 spiegelnd — weit.
Ein Käfer surrt heran:
 und dann, ganz weich,
aus Lüften über mir,
 den fühlen, klaren,
griff eine kleine Hand
und wühlt in meinen Haaren.
 Und dann — ein Tönen,
 zaubersam!
Ein Chor schwoll an
dazu ich spann
ein Sonnenkleid
voll diamantner Flitter.
Dann brauste rings
der alte Erdenklang:
der Sonnenfaden riß —
der Seele wurde bang ...
Und wie der düstre Chor
im weiten Raum verweht,
 im schwarzen See
 wie Schaum
das goldne Kleid zergeht.

Gespinnst aus lichten Fäden,
so lautlos floß es nieder;
es war ein Sonnenkleid,
ein schillernd Goldgefieder,
das in dem See versank. —

*

Wenn ich tief im Zauberwalde
Unter goldnen Buchen schreite,
Und die Finken lustig schmettern,
Und die Hummel brummt ins Weite —

Wenn ich dann im Blaubeerkraute,
Ganz im lichten Blattverstecke
Sinnend liege — und zu Häupten
Über mich die Arme recke —

Und mir däucht aus jenen Tagen,
Daß ein Wildfang käm geflogen —
Und ich hör verträumtes Singen ...
Zauberwald, du hast gelogen!

Nur die goldnen Buchenzweige
Über mir, die flüstern leise,
Und im Blau die Lämmerwolken
Zuen eine weite Reise.

*

Hinter Bergen will die Sonne schwinden.
Schwarzer Vogel singt im weißen Baume.
Und es klingt aus fernem Traume,
Was die ehernen Glocken künden.

Über Sees Flut
Wogt es weich und gut,
Mahnet mich an meine Sünden.

Ist, als käm aus meinen hellsten Tagen
Meine eigne Stimme, mich zu rühren,
Und mein Damals wollt mein Jetzt verführen.
O, ich kenne deine Fragen!

Über Sees Flut
Wogt es weich und gut,
Hört nicht auf mit dunklem Klagen.

*

G E S T O R B E N

Schwer und düster wogen die Glocken im Thal.
Düster wogt es in meiner Brust und bang.
Alles, alles gestorben mit einem Mal,
Wo einst dein Lied erklang.

Einmal auf steinigen Wegen wandelten wir,
Deine Seele und meine, in jauchzendem Glück.
Nun ist das jauchzende Glück gestorben in dir.
Wer ruft das Tote zurück?

Einmal mein Bild in blühender Seele lag,
Schimmerte drin wie heitrer Sonnenschein —
Und wie in tiefe Wasser, Stunde und Tag,
Blickt ich verloren hinein.

Nun ist das leuchtende Bild zerronnen in dir.
Finstere Stürme dunkelten über mein Glück.
Und in heißem Grame weints in mir:
Wer ruft das Tote zurück?

Wo einst alles, wo Stein und Blume klang,
Alles dort gestorben mit einemal!
Düster wogt es in meiner Brust und bang.
Hörst du die Glocken im Thal?

*

Komm! o komm! und singe dein Lied!
Es erquickt, wie ein frischer Quell.
Matt und grau die Wolke zieht —
Ach! — und dein Lied dringt sonnenhell!
Wenn es in zitternden Lüften rinnt,
Strahlt aus goldner Wolke ein Schein,
Glück und Liebe strömt jauchzend herein
In die weinende Welt.

*

AUF GOLDNEN SOHLEN

Ich hab ja ihr fliegendes Goldhaar gesehen
Frühzeitig über die Wellen wehn.
Auf goldnen Sohlen tanzte sie her
Aus Morgenwolken, auf wiegendem Meer.

Nun graue Welt — und das Schiff rollt dumpf —
Und die Esse qualmt — und die Meerflut kocht.
Und Wolkenherden wandern geschwind,
Und ich ziehe frierend durch Bogen und Wind.

Ach, käm doch die Blühende strahlend von Licht
Aus Wolken, mit taufrischem Angesicht!
Ich hab ja ihr fliegendes Goldhaar gesehen
Frühzeitig über die Wellen wehn.

*

Der Wind trug es her —:
eine Blüte, einen Klang.
Im Himmel über Saaten
wogt Lerchengesang.

Der Wind trug es her —:
ein Erinnern, ein Bild,
daß die Sehnsucht im Blute
sich leise, leise stillt.

Auch die Weide am Teiche
ächzt nicht mehr bar —:
denn der Lenz streut ihr
goldene Blüten ins Haar.

In blauenden Wassern
spielt lichter Sonnenschein,
los tändelnd und tanzend
mit Goldringelein.

Der Wind trug es her —:
ein Erträumen, einen Klang.
Im Himmel und im Herzen
wogt Lerchengesang.

*

In meiner Träume Heimat barg ich dich,
du klingend Lied, du heißer Sonnenschein!
Wo Nachtigallen klagen, klagst auch du!
Wo Rosen glühen, blühest stolzer du!
Wo Quellen strahlen, fühl ich deine Tränen.
Kein Totenschrein, darein ich dich gesargt.
Denn Lied und Liebe können nimmer sterben
in meiner Träume Heimat.

*

Wenn in fernen, sonnigen Tagen
Deine Stimme klang,
Wars, als würd davon getragen
Alles Rätsel, Schmerz und Plagen,
Wurd die schöne Welt Gesang.

Goldne Träume sind vergangen.
Flocken fielen sacht.
Winterstürme kamen, Winterbängen —
Fremde Seelen neue Lieder sangen,
Keine sang mit deiner Macht.

Könnt ich wieder hören
Deiner Stimme laut!
Würdest neu mein Herz betören,
Würdest neu die trübe Welt verklären,
Liederbraut!

*

SEELE

11732

Ich fahnde allenthalben nach Seele. Seele ist immer gut, wie Licht immer leuchtend. Alles um mich, alle Wesen, Felsen, Bäume, Tier und Mensch, alles ist ein Grab des Lichts, wie ein Grab der Seele. Manche, die allenthalben den Sehnsuchtsruf vernehmen: „Mache mich leuchtend!“ Das Böse ist nur eine flüchtige Phase im Kampfe ums Licht.

*

LEBENS RÄTSEL

Nur die lösen es, die es nicht stellen — und nur aus Gnade des Lebens selbst. Es sind Menschen, von denen dann die Sage geht, sie seien auf hohen Bergen geboren, von Wölfen gesäugt, Bienen wären herzugeflogen, ihren Kindermund mit Honig zu füllen, und schon ihre kleinen Hände hätten spielend böse Schlangen erdrückt. — Ach, wo sind die Gebirge? — und wo die Menschen?

*

Es gibt nur zwei Wege: — Entweder du legst die Hand an den Pflug, säest, erntest — und nimmst Lust und Sorgen gleichförmig hin, wie Sonne und Nacht. — Oder du greiffst hinaus über das nahrhafte Behagen des Landmannes — du greiffst in die innersten Geheimnisse der Seele, in das schimmerndste Licht ihrer Nacht oder in die Gründe des Grauens: und du verloverst wie ein in tausend Flammen sehnstüchtig himmelan sich streckendes Feuer — nur daß an ihm Seelen sich entzündeten, erleuchteten, wärmen. — Nun entscheide dich!

*

Zum Rennen und Ringkämpfen mit unsresgleichen, um der inneren Offenbarung der Wahrheit und Schönheit willen, sind wir hinausgestoßen in die Arena, die man Erde nennt. Seen und Felsen, Blumen und Sterne sind der stumme Chor, der zuschaut, ob wir mit oder ohne Sieg sterben. Und endlich nimmt uns die steinerne Erde mit ihrem verborgenen Feuerherzen in das ewige Rätselreich zurück, das wir Blinden ein Totenreich nennen.

*

Die Erdveränderungen sollten in großen Katastrophen vor sich gehen, von unerklärlichen Kräften bewirkt, die hereinbrächen, wie ein Dieb in der Nacht. Und nun weiß man, daß die fortbildenden Kräfte noch jeden Augenblick vorhanden und tätig sind. — So auch mit dem Geiste

der Menschheit: Die große Offenbarung, die einst auf Horeb Mose von Gott zuteil ward, ist noch unter uns. Noch allenthalben quillt die Quelle der Offenbarung im schaffenden und zeugenden Menschengeste.

*

Der Mensch ist wie ein Fels, ein Stück erstarrte Ewigkeit. Hast du Arons Stab, schlage daran, und die ewige Quelle fließt wieder: ewige Seele.

*

Ihr schmähst das Leben, ihr Überdrüssigen und Matten. Wie viele Frühlinge haben sich wiederholt, und doch sind Bäume und Blumen nicht überdrüssig geworden zu blühen. — O wunderbares ewiges Einerlei! —

*

In toten Buchstaben lebt die Wahrheit nie, nur im lebendigen Wesen. Und auch da ist sie flüchtig, wie Glück und Jugend.

*

Unser Leben schauend gelebt, ist unsere Ernte gehalten.

*

„PROTESTANTISCH“

Der Mensch soll um seiner selbst willen etwas sein. Deswegen müssen wir uns empören — ein jeder im eigenen Kreise — nicht von dem Joche der Gattung um unserer Persönlichkeit Blüte und Frucht vergewaltigt zu werden.

*

Im modernen Staatsmenschen lebt eine erzwungene Sucht nach Willensarbeit, ein falsches Arbeitsgewissen. Die Füllen auf der Weide und die Bäume im Walde arbeiten auch. Aber die Arbeit, die wir natürlich leisten würden, ist heut nichts. Wir dienen einem „höheren Ganzen“ und der Moloch verlangt das schwerste Opfer, das Opfer der Harmonie und Ganzheit unserer Person.

*

In alle Uniformen von Herren, Bischöfen, Bürgern, Bauern, Knechten kriechen immer wieder neue nackt Geborene hinein und handeln unter dem Gesetz des Rockes, unter dem Zwang von dessen Geschichte.

*

Das ist das Arme und Graue in jeder Gesellschaftsordnung, daß zuletzt alles nur noch von Amtswegen

geschieht. Es gibt doch noch anderes zu tun in der Welt, als nur von Amtswegen, ihr Staatsmenschen und Popsträger von heute!

Was die Welt je befreite und vorwärts führte, das sproß aus selbsteigener Liebe und kühnem Wagemut, fragte weder nach rechts noch links, weder nach oben noch nach unten, und ließ sich nicht befehlen noch vereidigen!

*

Ein Bauersmann erzählte mir, es wäre einst Sitte gewesen, daß, wenn ein Bauer im Dorfe abbrannte, Nachbarn und Freunde ihm geholfen hätten aufzubauen. Jeder hätte ihm unentgeltlich einige Fuhren Holz, Ziegel, Steine herzugefahren, so daß ihm das Wiederaufbauen leicht wurde.

Ein alter, guter Brauch. — Heut gibt es Brandkassen. Der Mechanismus Geld verrichtet seelenlos, was der Mensch früher mit Liebe und zu seiner Ehre tat.

*

Jesus sagte zu Judas: „Arme habt ihr allezeit bei euch! Mich aber habt ihr nicht allezeit bei euch!“ Er will sagen: Ihr dient dem Allgemeinen und vergeßt das Beste: die Person.

*

Die Persönlichkeit ist das lebendige Feuer, worin immer wieder alle Lebenswerte jung geglüht werden.

*

Freund P. und ich standen unter dem klaren Sternenhimmel, freuten uns der tausend Lichtquellen, die aus den Tiefen der Nacht hervorbrechen — und besannen uns auf unser armes Wissen davon. P. sprach eine Weile von der Schwierigkeit der Beobachtung des Schwinkels der fernsten Sterne und wir wurden einig: „Wir wissen alles — und wir wissen es doch nicht. Wir haben uns etwas zurecht gemacht an den Dingen, was zu wissen geht. Und was wir wissen möchten, wissen wir doch nicht. Es ist doch im Grunde nur ein Becher voll Rätseln, den wir nun in der Hand halten. Den haben wir geschaffen. Das ist alles.“

*

Gedanken sind tote Netze, um das Lebendige zu fangen. — Gedankenschöpfer wollen Seelenfänger sein. Aber nicht, um die Seelen zu Sklaven zu machen, sondern daß sie daran fortweben wie Freie. Das ist der Sinn. Es sind die Netze, an denen wir unsere Wege durch Himmel und Erde finden und uns in den Tiefen der Berge selbst begegnen.

*

Wahres Wissen — Urwissen — das ist Macht des Erlebens — das ist eigenes Licht. — Aber wie wenige, die selbst leuchten! Und je ferner einer der Quelle steht, desto trüber er scheint.

*

Das wahre Wissen ist stumm. Aber es entringt sich deiner Seele wie ein Schicksal, es erschüttert deinen Menschen, wenn es im Erlebnis ausfährt, wenn es im Entschluß sich entlädt.

*

Wahres Wissen ist, das zwecklos erobert wird. Die edelste Neugier, die persönliche Leidenschaft um ein eigenes Wissensgut! Held — der sein Leben dafür setzt. Denn das Leben ist das letzte Wertmaß aller Leidenschaft. — Und nichts Höheres, als den Bereich des schauenden Geistes erweitern: der einzige Zweck, der die Notdurft hinter sich gelassen, der innerste Trieb des Wachstums der geistigen Persönlichkeit.

*

Die Kunst muß gegen die Wissenschaft das Gefühl klären, den Instinkt heben, den vollen Lebensgeschmack im Kern der Persönlichkeit immer wieder stärken und stählen.

BILDEN, DENKEN, REDEN

Bilden gibt Ruhe, Denken quält, Reden macht Lärm.
Bilden setzt Grenzen, Denken sucht sie, Reden ver-
säumt die Zeit.

Bilden findet endliche Einheit, Denken sucht die ewige,
Reden ist ein Nothmal.

Bilden zeugt Werke, Denken gibt Ratschläge, Reden ist
in den Wind.

Bilden ist Tun, Denken ist Schwanken, Reden ist
Scheinen.

Bilden ist Kraft, Denken ist Zwang, Reden kann auch
der Papagei.

*

Es war Nacht. Wir saßen einsam und still in einer
Sommerhütte, sann in uns hinein und sprachen nur
dann und wann ein Wort. „Wie bei den Indianern,“
sagte einer, „wenn sie mit der Friedenspfeife im Wig-
wam ums Feuer sitzen und in die Flammen starren. —
Was ist da reden.“ — Wie das wahr ist! Das ganze
heutige Reden ist entwertet, ein kümmerliches Surrogat
statt wahrhaftigen inneren Erlebens. Und was kann Re-
den sein! Die große Wunderkunst, Menschen und Dinge
aus dem inneren Leben leuchten zu lassen.

*

IDEE UND GEDANKE

In allem Gespräch arbeitet die Idee immer auf Ergänzung hin. — Gedanken sind ihr Mittel.

*

Es gibt nicht nur verständige Rede. Was in der Sprache frei sich bindet — nicht nach dem Gesetz der Verständigkeit und des Herkommens, sondern aus der Flucht aufgeschauelter Gefühle und Bilder und Ahnungen —, auch das kann tiefster Weisheit Quellenborn sein. — Deswegen lauschten frühere Jahrhunderte, naivere Alter den heiligen Irren und Berauschten, in denen sich dieser Quell aufstat. Aber die Verständigen von heute sind des Rausches Feind, registrieren den Wahnsinn in ihre Schubfächer und haben ihn damit abgetan. Und doch wachsen und quellen auch heute nur aus der Tiefe des Ungedachten die Wunder des sich zur Welt erweiternden Menschengestes. Auch die Dichtung ist nie verständige Rede, sondern aus aufgeschauelten Ahnungen und Gefühlen sucht der Dichter nach Erlösung. Auch alle Kunst ist Leben, Traum, Wahnsinn, Leiden und Seligsein, nach keinem andern Muster, als dem Zufall der flüchtigsten Stunde.

*

Vorgestern stand ich mitten in den Waldhügeln des Hinterwinkels. Welche Pracht des Lichtes an Himmel

und Höhen! Wie schimmerte die Erde in den tausend Rosenfarben des Herbstes! Welcher sprühende Glanz, wie dann die Sonne sich aus Silberdämmern nieder in die schwarzsamtenen Tannenkronen hing — wie ein goldglühender Schatz — und sich tiefer und tiefer senkte, mit tausend Schwertern zwischen dem Wipfelgeäder zückend und blügend! Und wie sie verschwand, langsam und hehr — hinter den dunklen Kronen! Der Himmel ein Goldlicht — und nur noch die Wipfelenden wie Eisblumen silbern emporstießend und glänzend umsäumt. — Dann lag es noch lange rosig auf den jenseitigen Höhen, und mich umwehte der kühle Bergschatten.

*

Ich fuhr durch die Nacht und vertiefte mich ganz in das Wunder des Dunkels. Und wie es immer tiefer über mich hereinsiel, dachte ich: Wenn nun die Sonne nie mehr wiederkäme!

Ich ahnte schauerlich, was Nacht heißt. Was die Sterne uns gelten würden! was auch nur ein Licht, das aus ewigem Dunkel aufspränge!

Ich ahnte die furchtbare Nacht der Finsternisse. Und wie ein Lauchzen ging in mir, daß die Sonne immer wieder über unserer Nacht aufblüht.

*

Ein wunderbarer Spätherbsttag. Tiefer Nebel. Die fast kahlen Bäume triefen. Tausend blinkende Tropfen an

Asten und Zweigen. Die prallen Stämme fließend naß. Nur wenige braunleuchtende Blätter in den Wipfelenden — und die Wege dicht bestreut voll gefleckten Laubes. Pfützen in den Wegen. Das Gras triefend von Tropfen. Jedes Blättchen betupft mit Wasserperlen — und Nebel — nichts als Nebel. Die fernen Bäume und Hütten wie Schatten und Schemen. Eine Krähe taucht auf aus dem Nichts, um eilig im Nichts zu entschweben. — Das schläfrige Tropfenfallen — sonst kein Laut. Und wie geblendet das Auge von dem lichten, undurchdringlichen, unfaszbaren Schleier.

*

Ich komme eben in der Nacht auf dunklem Dorfwege heim. Eine stürmische, düstere Atmosphäre. Ich bin müde ganz außermaßen. Mir gehen seltsame, ganz fremde Melodien durch den Sinn, die ich vor mich hin psalmodiere. Wie Motive aus slawischem Volksgesang. Totengesänge voll Schwermut, voll eintöniger, nicht sich lösender Trauer. Aus welchen Gründen heult der Wind, ächzen die Wegbäume, drohen die Wolken, quillt meine Klage? Es blizt lang und erhellend aus der dunkelsten Mitternacht, — einmal über den ganzen Himmel, daß alles Hügelland klar wird. Noch einmal. Tief lautlos. Kein Donner. Eine Dorffrau kommt, die erzählt, daß gestern der Nordhimmel glutrot gewesen. Warum war sie furchtsam? Warum war ich traurig, gebrechlich, müde? Woll Todesahnungen? Aus welchen Gründen quoll, was blizte und düsterte, als Sturmwelle übers Tal? als ein blutiger

Mitternachtschein über den Himmels- und Weltenraum?
als dumpfe Angst aus der Menschenseele? als Trauer
und Totengesang aus mir?

*

DER GEMEINE VERBRECHER

Ein junger Mensch aus meinem Dorfe kam um ein
Almosen bitten und stand vor meiner Thür, im Gesicht
rauchig und schweißig und in den Kleidern lumpig und
verwahrloft.

Er drehte den schäbigen Hut verlegen in seiner knochi-
gen, schwieligen, kohligen Hand, als er, sich unbeachtet
während, wartete.

Sein kaltes Auge flackerte jäh, als er mich plötzlich
stehen sah. Aber dieser einzige Blick, den er mir zuwarf,
sprang in mich, daß ein leibliches Gefühl innerer Zer-
brechlichkeit, wie die Maus vor der Raze, den Frosch vor
der Ratter, mich heimlich vor ihm durchzuckte. Ich fühlte
in diesem Blicke: dieser verkommene Mensch umarmt dich,
lächelt dich an, sinnlos liebevoll, und schlägt dir auch
schon fast gedankenlos den Kopf ein.

Es war nur ein Augenblick. Denn der junge Mensch
reichte mir nur gutmütig die Hand.

Sein Händedruck war furchtbar: schweißig und kalt
und hart erdig. Seine Nägel wie Hundekrallen.

Und dann sein Traurigblicken und wieder graufiges,
heimliches Grinsen, wie er mir seine Not vorstotterte,

und sein drohendes Ganz-nahe-Kommen: „Du!“, und seine zurückzuckende Demutsmiene gleich darnach, als hätte ich ihn schon geschlagen.

*

Kennt ihr die Lust —: Hoch oben in den Vorbergen — Schneeschuhe unter den Füßen — auf einem weiten Winterfelde stehen — Flockenwirbel um und um? — Tief unten traumhaft wie in Nebeln einzelne Hütten? — Frei aufzuatmen! — Und dann jauchzend hinab wie auf Flügeln! — Hinabgleiten über den weißsamtnen Hang wie ein Windeswehen — so leise und leicht! — Kaum daß der Schnee stäubt! — Kaum bleibt eine Spur! — Und nur noch ein Lispeln und Rauschen ums Ohr. — So hab ich in tiefer Einsamkeit oben gestanden — Totenruhe rings — hab rückschauend das Leben in den Städten verlacht — bin von Kraft und Freiheit berauscht in mein winterschlafendes Bergnest gesaußt — und habe immer, immer wieder gefühlt, ein Mensch zu sein! —

*

SCHREIBERHAU

Ein herber Frühling empfängt uns — ein echter Gebirgsfrühling. — Die Buchen sprießen golden auf dem schwarzen Tannengrunde — die Bäche rauschen und gurgeln allenthalben. Oben auf dem Kamme spinnen noch

Nebel überm Schnee, und mit der Sonne, die früh hinter den Bergen versinkt, flieht der warme Hauch. Wenn die Nacht kommt und der klare Mond, fährt es frostig heraus aus der jungen Scholle und gleitet schemenhaft um Bachgrund — Sumpf und Hügelwald. — Und eine Totenruhe! — Auch in mir plötzlich! — Ich habe etwas verlassen — und ich weiß kaum was? So still ist alles. — Mir ist, als träumte ich, die Welt, die mir noch eben so nahe war, all die Menschenkämpfe um Glück und Gunst, aller Ehrgeiz, alles — Neid und Leid, Himmelsturm und Erdenqualen, alles sei versunken in den Abgrund hinter den Bergen. — Und nur dieses eine sei da —: dieser nebelumwobene Grat in der Luft, diese grünen Matten — verstreuten Hütten — dieser ätherhelle Himmel darüber gewölbt — und waldige Schluchten und Höhen — und Finken, die verloren singen, und Lerchen — und Blüten, die verloren blühen — und klar und rein alles, wie unberührt von aller Bedürftigkeit. — Nicht, wie ein Liebeslied aus tropfender Amselkehle — träumend und voll Hoffnung — nein — klar und stark —: ein Frühling für einen, der sich selbst gefunden hat. — Das ist der Frühling in den Bergen. Schwellend und drängend aus felsigem Grunde in eisige Luft — markig und hart. Einen andern, sehnsuchtsweichen, sinnumbuhlenden Frühling habe ich verlassen. —

*

HEIMAT

THE
HISTORY
OF THE
CITY OF
NEW-YORK
FROM
1609 TO 1812

BY
J. M. SMITH
OF THE
NEW-YORK
HISTORICAL SOCIETY

VOLUME
I
NEW-YORK
PUBLISHED BY
J. M. SMITH
1812

THE
HISTORY
OF THE
CITY OF
NEW-YORK
FROM
1609 TO 1812

BY
J. M. SMITH
OF THE
NEW-YORK
HISTORICAL SOCIETY

VOLUME
I
NEW-YORK
PUBLISHED BY
J. M. SMITH
1812

M Ä R Z

Braune Scholle am Märzentag,
Kahles Gehügel und dürrer Hag.

Raget im blassen Sonnenschein
Einsam ein Pflug am Ackerain.

Fern am Berge leuchtet die Stadt.
Wasser rauschen noch trüb und matt — —

Huschet leise, fast nicht zu sehn,
Rosiger Schimmer, duftiges Wehn.

Und im zerrwühlten Ackergrund
Dränget Geheimnis in weiter Rund,

Strecket verstohlen Finger ans Licht,
Lastet und tastet zum Sonnenlicht.

Will aus der frischen Erde blühen,
Will mit Blüten die Welt durchziehn,

Frühling will werden mit Sang und Tanz,
Seelen und Bäume umblühet der Kranz,

Zubel und Zauchzen durchhallet den Hain,
Klinget und knospet in buntem Gedeihn —

Sauge den Odem, fühle es wehn,
Lausche, wie heimlichem Liebesgetön — —

Sitz auf dem Pfluge am Aekerrain,
Träume und träume vom Frühlingsein.

*

VERHEISSUNG

Lieder, klar wie Frühlingsquellen,
rein, wie tauige Gänseblume,
die, ein neues Sonnenwunder,
zwischen totem Grase glüht —
die, zum Staunen meiner Seele,
frisch erstandnes Leben dränget,
aus der winterfeuchten Krume,
ein verschlafnes Kleinod, blüht ...

Ach! solch klares Frühlingsklingen,
solches Behen und Verheissen
hebt sich über Wintergründen,
wachet leis und wogt in mir —
möchte suchend, tastend schweben,
wo es eine Seele fände,
möchte klingen, möchte beben,
seelenfelig sein mit dir!

*

Stiller Abend sinkt —
Sterne blinken leise —
weiße Wolken ziehn —;
friedevolle Weise: —
Wasser rauschen hin.

Und so kühl und weich
ahn ich Frühlingslüfte,
aus dem Erdreich ziehn
Anemonendüfte,
hüllen mir den Sinn.

Und ich lausche still:
Friedevolle Weise —:
weiße Wolken ziehn —
Sterne blinken leise —
Wellen tosen hin.

*

HOLDE ÜBERRASCHUNG

Als wenn im Traum ich kommen
in stillen Winter hinein:
so hüllen weiche Flocken
Täler und Lüfte ein.

Nur wie ein heimliches Leuchten
scheinet durchs Flockenkleid
ein rätselhaftes Schimmern,
als wär's doch Frühlingszeit!

Und staunend steh ich stille
und über den leuchtenden Hag
tanzen Flocken ... nur Flocken:
Was das wohl werden mag?

So ich ein Zweiglein streife,
die weiche Last zerrinnt,
und goldne Blättchen schimmern,
die kaum geboren sind.

Sawohl — es ist der Frühling
unter dem weißen Kleid!
Wiesen und Büsche blühen —
es ist die Maienzeit ...

Die Frühlingswasser rauschen
klar und rege geschwellt —
es ist doch Frühling worden
in der weiten, weiten Welt.

Nur einmal noch zum Scherze
die Flockenspiele wehn —
es ist doch Frühling worden!
Nun hab ich es gesehn.

*

AUFERSTEHUNG

Blütenblätter wehen ...
holde Zeit!
Winterharte Starre
liegt so weit.

Graue Bürd und Lage
lichten sich ...
Sturmes hohle Klage
lange wich.

Heilige Blumensterne
sprießen hell ...
heilige Ströme rauschen ...
heiliger Quell

plaudert seine Weisen,
wie ein Kind ...
helle Vogelstimmen
bringt der Wind ...

Tief in tiefer Seele
aufgetan
Quelle tiefer Ahnung
himmelan ...

Schöpfungsdrängen eilig
aus dem Grund,
was die Seele füllet,
singt der Mund ...

Staune auf die Quelle
selige Zeit,
schöpfe einen Tropfen
Ewigkeit.

*

Morgen will leuchten,
Sonne will sprüh'n,
Welle will schäumen,
Liebe will glüh'n.

Strahlend am Bache,
Laufrisch und blank,
Steht es in Flammen,
Flüchtig und schlank.

Jungfräulein — frühes! —
Lichtsaum dein Haar!
Schöpfst aus der Welle
Triefend und klar,

Schöpfst aus der Welle
Frisch mir zum Mund,
Beugst im Erröten dich
Tief über'n Grund.

Wellen umflinkern
Blinkende Hand,
Leuchtende Knospe
Streift dein Gewand.

Rieselnde Fluten
Drängen und ziehn
Über dein schneeweißes
Füßchen dahin — —

Mittag ist's worden,
Heiße Beschwer.
Finde den Bach — nur
Die Füßchen nicht mehr.

*

Der Morgen lohete glühend auf
In weitem Strahlenscheine.
In Wellen zückte junges Licht.
Am Bache stand alleine

Ein goldumsfloßnes jung Fräulein
Im Morgentau — die Reine,
Die schöpfte Wasser aus der Flut,
Die Flüchtige, Frühe, Feine — —

Und wenn ich einmal durstig bin
Im heißen Mittagscheine,
Dann seufz ich leise vor mich hin:
O Flüchtige, Frühe, Feine!

*

Über Bergen goldne Ketten,
Dunkel noch im tiefen Tale —
Leise haucht ein Rosenschein.
Über Bergen goldne Ketten,
Stare pfeifen Frühlied in der Linde.
Murmeltbäche rauschen drein.

Klarer wird's mit einem Male:
Bergeswogen — blaue Hügel —
Und im Grunde blinkt ein Teich.
Klarer wird's mit einem Male,
Sonnensaum umsprühet schon die Gipfel
Und enthüllet weites Reich.

Und nun steh ich ganz im Scheine
Deiner goldnen Strahlen, Sonne!
Alles rauscht und alles glüht.
Und nun steh ich ganz im Scheine
Deiner ewig reichen Bonnen, Frühling,
Und mein einsam Bergnest blüht.

*

In die Dämmerwelt
Fällt ein Morgenstrahl.
Graue Silbernebel
Spinnen noch im Thal.

Zückt und sprüht es auf
In Gebirgeshöh —
Wie ein Demant glüht
Silberlicht vom See.

Und die Sonne strahlt —
Dann verblaßt sie ganz.
Lichte Silbernebel
Trinken ihren Glanz.

Alles wie im Traum.
Weiße Schleier wehn.
Morgenwelt versank.
Hab sie nie gesehn.

*

Wir immer wieder unbegreiflich,
Wenn ich in meinem Dorfe geh
Und plötzlich unter goldnem Maien
Am Bach ein wildes Dirnlein seh —
Dann denk ich gleich,
Das muß doch rein
Vom Himmel niederfallen sein.

Und wenn dazu die Amsel singt,
Der schwarze Vogel im Blütenweiß,
Und ich der wilden Dirne breche
Vom Busch ein blaues Fliederreis —
Dann denk ich gleich,
Ich muß doch rein
Vom Himmel niederfallen sein.

*

Rosentage — wunderreiche!
Busch und Bäche rings in Blüten.
Wiesen leuchten. Blumenseelen
Taumeln zart auf bunten Flügeln.
Wenn ich stumm im Grase liege,
Tauchen weite blaue Himmel,
Tiefe blaue Meere tauchen
Rauschend auf vor trunkenen Blicken.
Und in üppgem Schwellen drängen
Blüten, Bogen, goldne Strahlen,
Wollen Ton in meinem Liede,
Wollen seliges Klingen sein.

*

In den Wind — in den Wind
sing ich mein Lied.
Frage nicht, frage nicht,
wohin es flieht.

Treiben Blüten, treiben
Liederseelen her,
frage nicht, frage nicht,
woher?

Wer gäb Antwort je,
woher? wohin?
Triebe selbst ein wehend
Lied dahin.

In den Wind — in den Wind,
kaum erwacht,
bin verweht, bin verweht
über Nacht.

*

Junge Trauerfrau,
Bleich wie erster Schnee —
Daß ich immer dich
Unter Blumen seh!

Stehst in bunter Wiese,
Weinst aus weiten Augen,
Die sich brünstig heiß
In die Ferne saugen.

Träumt ein Glück heran.
Kinderseelenschein
Lächelt bald mit dir
In die Welt hinein.

*

JOHANNISNACHT

Auf Bergeshöhe Johannisnacht.
Ein Reissigfeuer lodert und kracht —
Und dann und wann flüstert ein leises Wort —
Von Kindermund, vom Alten dort.
Und du — wie eine Lilie weiß —
Trittst lautlos in den Feuerkreis
Und strömst aus innerstem Gemüt
Ein jubelnd unbegreiflich Lied.

Das Lied verklang. — Lang ist es tot.
Am Hügel leuchtet Morgenrot.
Ein Einsamer steht am Waldesrand.
Die Reiser sind längst zu Asche verbrannt —
Nur drinnen im heimlichsten Seelenraum,
Da dämmert ein lange vergessener Traum,
Es dunkelt wie klare Johannisnacht,
Drin singende Liebe ist aufgewacht.

*

In meiner Träume Heimat
Blühst du noch,
Klingt noch dein Lied.

In meiner Träume Heimat
Kann keine Blume verwelken,
Kein Lied kann verwehn.

In meiner Träume Heimat
Ist lichter Frühling
Weit hin in die Zeit —
Du klingst und blühst darin,
Und Lied und Blüten
Fallen in die Ewigkeit
Zu unsrer Liebe Ruhme.

In meiner Träume Heimat
Kann keine Blume verwelken,
Kein Lied kann verwehn.

*

Es schläft ein stiller Garten
auf tiefstem Seelengrund;
drin Wunderblumen blühen;
drin klingt ein roter Mund.

Die bunten Blumen alle —
wer hat sie nur gesteckt?
Die glühn wie Morgenröten
in Nächten aufgeweckt.

Und eine Wundermäre
erzählt der rote Mund — —
Es jubelt unvergessen
im tiefsten Seelengrund.

*

Empor über Knorren und Steine
Durch duftendes Blaubeerkraut!
Da mischt ins Buchenrauschen
Sich ferner Sterbelaut.

Aus goldnen Ruppeln nieder
Ein Schauern und Flüstern und Ziehn —
Drein immer wieder klingen
Die Sterbemelodien.

Nun bin ich aufgestiegen
Auf hohen Felsenberg,
Nun stehe ich über der Erde,
Ein kleiner Menschenzwerg —

Tief unten im fernen Tale
Da klagt's und klingt's immerfort —:
Ein Zwerglein ward begraben
An seinen Ruheort.

*

Wenn ich hoch oben geh,
Schwinden die Qualen,
Fängt mir die Sonne an,
Schlösser zu malen.
Und rings die weite Welt
Ist für mich hingestellt.
Wenn ich hoch oben geh,
Wird mir so frei.

Wenn ich hoch oben geh
Unter den Sternen,
Längst unter Wolken ruhn
Täler und Fernen,
Und rings nur Felsen stehn,
Und starke Lüfte wehn.
Wenn ich in Höhen geh,
Wird mir so frei.

Wenn ich zu Tale geh,
Klingt es dann weiter.
Was mir hoch oben klang,
Wird mein Begleiter.
Wandle durch tiefe Nacht,
Hab es doch heimgebracht.
Was über Wolken klingt,
Nur das macht frei.

*

Aus lichtem Abgrund hinter den Bergen
Entflattert der Morgen auf purpurnen Flügeln.
Grau qualmt in die dunkle Höhenwelt
Ein Köhlerfeuer aus waldigen Hügeln.
Und einsames Rauschen im Tale klingt,
Und der Wind in entblätterten Kronen singt,
Der Morgenwind.

Und ich, ich bin in Träumen gefangen,
Denn träumend erwacht ich, aus zehrenden Träumen.
Nun weit ich die Augen und hör den Klang.
Gespenstisch rinnt's, wie ein letztes Zerschäumen —
Und sprühendes Leuchten das Tal erfüllt,
Und das siegende Licht meine Sehnsucht stillt,
Das Morgenlicht.

*

DÄMMERREIGEN

Der Winter stöbert
und wirbelt so frank,
und im Ofen das Feuer
gibt heimlichen Klang.

Wie Stimmen singt's
aus dem lodernden Licht ...
ich höre es leise ...
und seh es nicht,

und ist doch, als hätte
ein Mädchenchor
sich eingeschlichen —
so flüstert's hervor,

entschwebet im Dämmer
dem Feuerschein,
wie heimliches Singen
im Ringelreihn.

Und es singt und flüstert
ein altes Lied —:
wie die Liebe glüht,
und der Frühling flieht ...

Und dann ist verstummt
so Sang und Klang —
und um mich der Winter
heult krank und bang ...

Die eine Stimme
so seltsam klar!
Ich wußt es gleich,
wer die Stimme war:

die Klang, als wenn
aus dem Herbstlaub glitt
eine dunkle Rose —
und nahm sie mit.

Ach! Klinge weiter,
du singender Mund,
heimlich und selig
tu du mir's kund —

und flüstere wieder
das süße Lied —:
daß der Frühling kommt
und die Liebe blüht.

*

x WOHIN?

Nun ich den Sturm höre, der sehnſüchtig ſtöhnt,
Bin ich mit meinem Schickſal verſöhnt.
Habe doch einen Gramgenoſſen.
Ruhelos klagender Wandergeiſt,
Klagſt auch, weil du dein Ziel nicht weiſt!
„Gott!“ — in Erden und Himmelsgründen
Könnt ich dich finden!
Wollt ich wie Jakob dich eiſern umklammern,
Biſt du erhörteſt unſer Jammern.
Ziehſt wir in Licht? ſo wollt ich dich fragen,
Ziehſt wir in ewige Nacht hinein?
Werden wir einmal, wenn wir entſchlafen,
Wieder erwachen in goldenem Schein?
Lut denn das Licht ſich ewig genug?
Iſt auch das Glühen nur flüchtiger Trug?
Werden wir ſühlloſe Erde ſein?
Herr und Gott, iſt alles nur Spiel?
Zeig uns ein Ziel!

*

LICHTES LEID

Im Dämmer der Nacht,
in Mondesluft —
es wehten die Schäume
Nebelduft
aus felsiger Klamm,
wo der Fackeln grollt:
Da schien mir Licht
mein dunkles Leid.
Und alle Tropfen,
die niedergerollt,
strahlten heimlich
wie Augenschein.
Und alle Freude
aus ferner Zeit
sprang, wie die Flut,
von Stein zu Stein
in die schaurige Tiefe
hinab.

*

AUF SCHNEESCHUHEN

Zaubersames Sausen
hin durch Winternacht,
aus Gebirgen nieder —
wenn in dunkler Höhe
Stern an Stern erwacht.

Rühnes Talwärtsfliehen
über jähen Hang
wie auf weichen Flügeln —
nur ein flüchtiges Stäuben
meine Spur entlang.

Durch verschneite Wälder,
die verwunschen stehn,
an verschlafnen Wassern —
und an Tann und Felsen
leis vorüberwehn —

bis die Mühle schlummert
am gefrorenen Teich —
und ein Fenster schimmert —
und ein Lachen klinget
wie im Himmelreich.

*

WINTER

Wo eine leise Quelle
im tiefen Winter rauscht,
da hab ich stillgestanden
und heimlich zugelauscht.

Die weichen Flocken tanzen
und sinken in tiefer Ruh —
und nur die lose Quelle
murmelt immerzu.

Und fern ein silbernes Klingen
aufwacht aus tiefem Traum,
das huschet eilig von dannen,
hinschwebet wie Ahnung kaum ...

Und ist die Nacht gekommen
mit ihrem Schleierschein,
deucht rings die weiche Erde
ein Mummenschanz zu sein.

Die Schattensflocken tanzen,
verwunschen steht Baum und Haus
ein winziges Märchenfenster
sendet sein Strahlen aus —

Und fern ein silbernes Klingen
aufwacht aus tiefem Tod —
und nur die Quelle plaudert
geheim vom Morgenrot ...

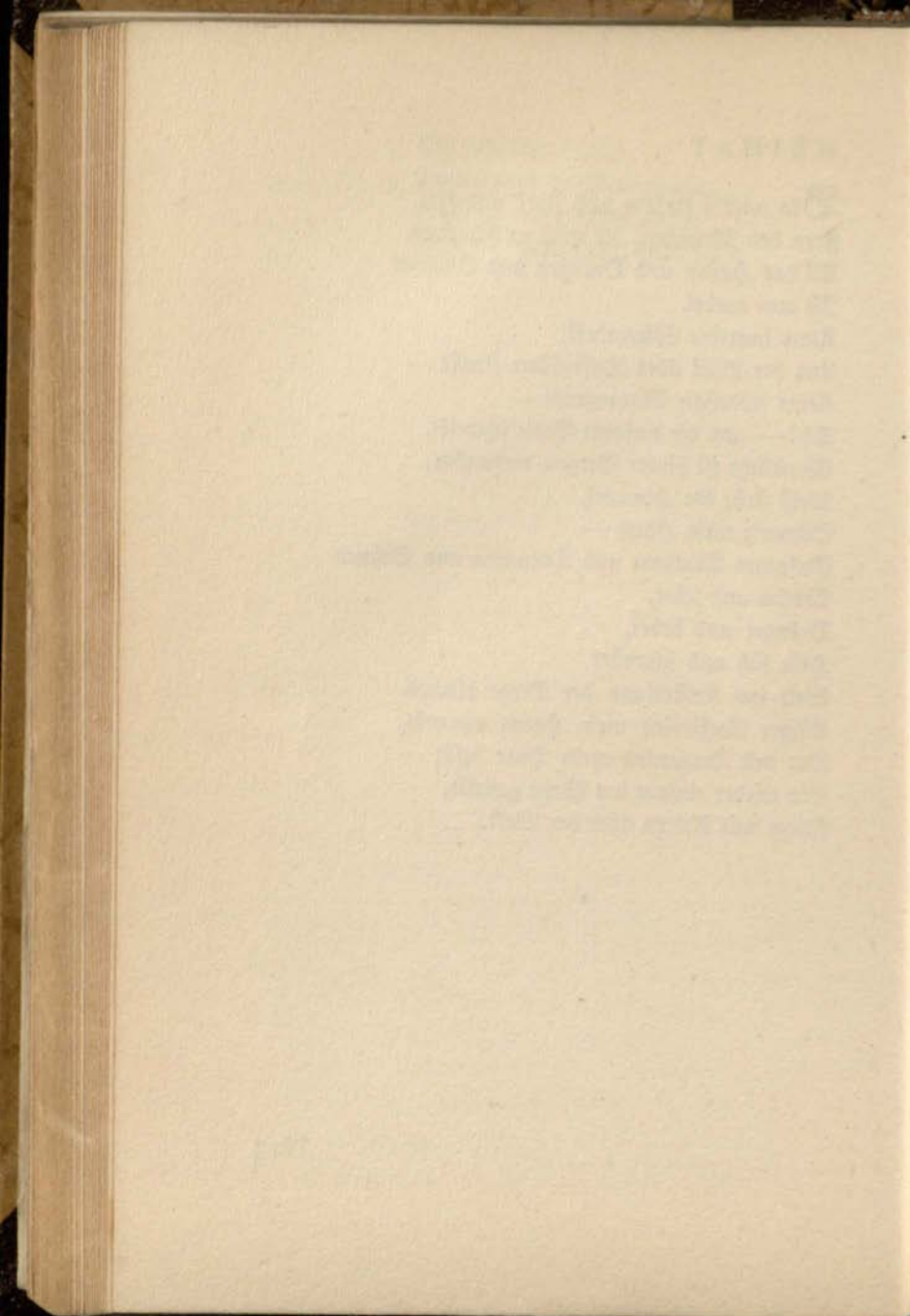
Wo eine leise Quelle
himmurmelt in Winternacht,
fühlt ich mein eigen Herze
pochen — ganz sacht, ganz sacht.

*

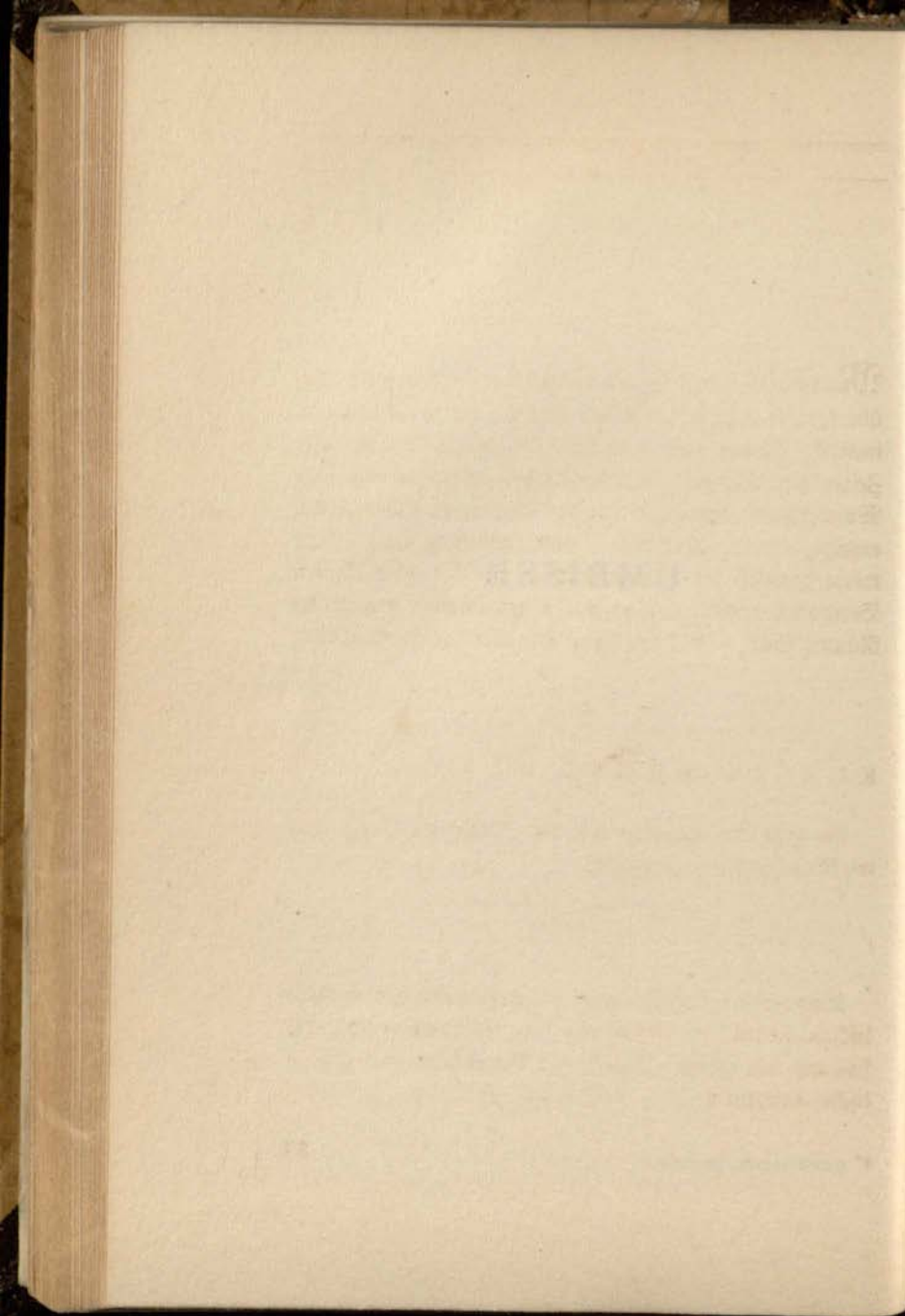
HEIMAT

Bin wieder einsam und stark und frei,
Fern den Menschen, die mich umschnüren.
All das Hasten und Drängen und Schüren
Ist nun vorbei.
Atme taureine Winterluft,
Und der Blick über Reifwälder streift —
Keine städtische Mauergruft —
Ach! — und die einsame Seele schweift.
Abendlicht ist hinter Bergen versunken,
Weiß steht der Himmel,
Schneeig mein Haus —
Einsames Trachten und Träumen und Sehnen
Wachet und lebet,
Dränget und bebet,
Hebt sich und schwebet
Weit ins Kristalland der Berge hinaus.
Eisiger Nachtwind mein Haupt umweht,
Hat mit Demanten mein Haar besät —
Bin wieder einsam ins Weite gestellt,
Fliege mit Adlern über der Welt.

*



UMRISSE



Manchmal, wenn ich die Bibel oder den Vedanta lese, überkommt mich das seltsame Gefühl, als wenn mir das innerste Fluten des innersten Geisteswesens durch alle Zeiten hindurch plötzlich nahe käme, als wenn eine leise Wunderquelle durch das Tor der Buchstaben sich raunend ergösse — von alters her — vom Urfang an. — Und wenn darnach der Fingeraufschlag auf die toten Lasten Beethoven befreit, und er mit seinem Besten neu meine Räume füllt — welches ewige Wunder der Gestalt!

*

KUNSTWIRKUNG

Es geht ein Unbekanntes von Seele zu Seele und wirkt ewige Verwandtschaft.

*

Wunderbare Erfindungen: die Erfindung des musikalischen Tones, die Erfindung der Instrumente, die Erfindung der ganzen Musik —: Engelchöre und himmlische Geschenke.

Der Mensch, der sein Eden suchte, erfand sie.

Und dagegen die tausend Erfindungen unsrer industriellen Kultur: eine Welt aus Krämerzwecken ins Licht gerufen, eine Notdurftstillung durch Zaubermittel.

Wo blieb darin die Erlösung und Beglückung des Einen, des sehnächtigen Einsiedels Mensch? Verlorene Paradiese!

*

Ich hörte die Missa solemnis. Es fällt mir eben ein Zettel in die Hände mit einem Gedanken, der mir während des Hörens zum Erlebnis wurde. Welche gewaltigen, sinnlichen Machtmittel wendet der schaffende Mensch hier an, um durch die Sinne zum innersten Geistwesen durchzubringen, Posaunen des Jüngsten Gerichtes, damit die Mauern der heiligen Stadt fallen. Und Beethoven will nicht nur zum Menschen hindurch, er will hindurch zum Innersten alles Daseins überhaupt, so grandios und überirdisch und übermenschlich dringt er durch.

Dabei kommt mir in den Sinn, daß es recht charakteristisch ist, wenn Philosophen haben sagen können: „Nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu“, und worin die Dürftigkeit dieser Ansicht beruhe. Die Sinne sind in der Tat das Tor des Intellektes. Deshalb ist nichts im Intellekt, was nicht in den Sinnen war. Aber der Intellekt knüpft uns an Zwecke — an das Außere — an das Gesellschaftsleben zurück. Und der Mensch ist auch eine in sich verankerte, selbststeigene Macht. Hier sind die Sinne Tor und Mauern, um das ewige

Geheimnis von Gestalt und Einheit zu bergen. Es ist an diesem Geheimnis, woran der Schaffende schaffen und rühren — es sind die Säulen, aber auch die Schranken der Persönlichkeit, die der Schaffende erschüttern will. Und wenn der Meister Tor und Mauern der Sinne umwirft mit Posaunenschall, da weckt er die freie Sonne des persönlichen Lebens.

Es ist nichts im Intellekt, was nicht in den Sinnen war. Aber es war niemals in den Sinnen, was im innersten Wesen ist, denn unser letztes Wesen ist Urgrundverwandtschaft von Gott und Mensch und aller lebendigen und toten Kreatur. Und die bebt, wenn sie der Schaffende anrührt, eindringend durch Tor und Mauern der Sinne.

*

Ich sah Einwohner von Logo, hatte Gelegenheit, ihre Tänze und Gesänge zu beobachten, und empfand, wie die Künste immer mehr den leiblichen Zwecken entwachsen sind und in Geist und freie Schönheit sich verwandelt haben; wie wirklich aus Lärm, aus rhythmischem Lärm allmählich eine melancholisch weiche, monotone Klage sich aufgehoben, und wie dann immer mehr der Lärm starke, volksweite Harmonie geworden ist. Ich dachte: Was hat der Mensch aus dem bloßen Ton gemacht? Was hat er aus der Bewegung gemacht? Wie eng gebunden noch ganz in der sinnlich sexuellen Sphäre sind die Gliederverrenkungen der Logomädchen — und welche Freiheit und Losgebundenheit von allem Zweck, welche Kühne

Linienführung liegt in dem lieblichen Gliederspiel eines griechischen Tanzchores. Es ist überall derselbe Vorgang. Die Läuterung eines schlichten, menschlichen Tuns und dessen kühne Gliederung zu zweckverlassener Harmonie, zur spielenden Befriedigung unsrer ewigen irdischen Sehnsucht. Das ist Kunst.

*

Böcklin hat selten Studien nach der Natur gemalt, wohl aber die Dinge stundenlang angeschaut. Er hatte es nicht auf die Wirklichkeit abgesehen, wie sie jedem bekannt ist. Er spürte ein eigenes Erstaunliches heraus, das nur ihm fühlbar wurde. Wer einen Gegenstand stundenlang anschauen kann, ohne zu ermüden, muß Erstaunliches und Eigenes darin erblicken. Nur dem, der Versunkenheit hat, sich in Gegenstände oder Ereignisse hineinzuträumen, kommen Visionen. Es braucht Zeit, durch den gewöhnlichen und bekannten Wirklichkeitseindruck in Erstaunliches und Neues an den Dingen zu versinken.

*

Der Steuerassistent N. erzählte, er hätte kein Lieblingebuch. Er hätte von jedem Buche einen sehr starken Eindruck. Aber der neue löschte den alten aus. — Gott! Wie ist das bezeichnend für die moderne Seele. Sie lebt nur im augenblicklichen Eindruck. Das ist ihr genug. Nichts kann sie auszeichnen im Gefühl. Es ist immer

dasselbe Gefühl. Nicht mit den feinsten Organen für die Besonderheiten klammert sie sich fest. Es ist Unterhaltung, nicht Liebe, Sättigung, nicht Feinschmack. — Wie der Christ die Bibel, wie der Mohammedaner den Koran, so muß jeder Mensch sein Allerheiligstes haben und bezeichnen können.

*

Ich kann nicht allen dienen — nicht alles lieben. Ich muß mich aus dieser Allgemeinheit des Wunsches zur Wirklichkeit entscheiden. Die Allgemeinheit ist weit, umfaßt tausend Möglichkeiten. Die Wirklichkeit ist eng und einzeln. Auch die Wirklichkeit der eigenen, schaffenden Seele. Sie ist ein einzelnes Herdfeuer — und nur ein paar Menschen, die wie Freunde darum sitzen, ein wenig Licht und Wärme finden.

*

REISETAG

Im Coupé III. Klasse, es war Pfingsttag, saßen drei einfache Leute im Sonntagstaat, die Frau eines Krämers aus G. und ein junger Handwerker, ein beinahe kindlicher Mann, dem noch der Flaum sproß, neben seinem älteren Weibe, das ein Kind im Schoß hielt und mit ihrem zahnlosen, großen Munde halb desparat, halb scharf und selbstgefällig das Wort führte. Der Mann sprach selten und immer sanft, hörte meist der Frau zu,

mit einem so freundlichen, treumütigen Gewährenlassen, als spräche ein Orakel. Dann und wann ging's wie ein Lächeln von seinen Mundwinkeln, aber es lief nicht bis zu den guten, hellen Kinderaugen, es erstarb plötzlich, und die Mienen schienen gläubig wie vorher. Der Gedanke, daß sie nach Pfingstfreuden ausführen, beschäftigte mich. Und ich sann weiter, was diese Menschen wohl Letztes und Bestes vom Leben überhaupt wünschen möchten. Aber als ich ihre Gedanken in diesem Sinne führte, wußten sie nichts. Sie wußten nicht, was sie über die dürftigste Biedermanns-Aussicht auf ein bißchen besser essen und trinken und Ruhe haben vor Sorgen um das Nötigste wünschen sollten. — Und so ist es. Die Menschen haben keine Phantasie. Sie wissen nichts zu wünschen! Der Künstler erst muß ihnen ihre Wünsche lehren und deuten. Das ist der Sinn der Kunst, über die Zeiterfüllung, die die Notdurft fordert und aufdrängt, eine zu lehren, die nichts mit aller Bedürftigkeit zu schaffen hat, die den Menschen aus der Notdurft heraus in das freie Land der Liebe führt. Die Persönlichkeit losknüpfen von der Notdurft, sie anknüpfen an eine freie Freude, das, was so ein Wunsch nach dem Letzten und Höchsten im Leben nur ausdrücken kann, das gibt die Kunst. —

Wie ich noch so dachte, befand ich mich in einem einsamen Hotelzimmer, dessen Fenster nach dem Hofe zu sich öffneten, und unten zu ebener Erde saß ein Hausdiener auf einer Kiste und piffte eine Melodie. Da begriff ichs von neuem. Wie sollte dieser einfache Mann Pfingstsonntag mit solchen heitren Weisen feiern, wenn ihm nicht der Künstler das Lied erst einmal vorgesungen. — So in

allem. — Künstler lehren uns unsre Wünsche und deuten sie uns. Und wenn wir unsre Schmerzen und Freuden und unsre Sehnsuchten in ihren Melodien austönen, wenn wir mit ihren Bildern urtheilen, mit ihren Gestalten messen, mit ihren Ideen erkennen, dann erst fühlen wir den Sinn unsrer Zeit begriffen.

Es gibt übrigens Weisen, die, lange gesungen, dem Ohre und Gemüte immer wieder neu und schwer erscheinen. Dabei fällt mir ein Betrunkener nachts von der Leipziger Straße ein. Als ich dem stillen, jungen Manne, den der Rausch unversehens übermannt hatte, in die Droschke geholfen, drückte mir eine einfache Frau mitten aus den Gaffern die Hand und sagte herzlich: „Ich dank Ihnen schön!“ Der betrunkene junge Mensch ging sie offenbar so wenig etwas an wie mich; und sie bedankte sich im Namen der Menschlichkeit. Und ihr Dank war nur eine Freude über die alte und doch noch immer seltene Melodie vom barmherzigen Samariter, die mir zufällig das Herz gestimmt hatte. Denn tatsächlich war ich anfangs auch gleichgültig vorbeigelaufen. Aber da hatte die alte Geschichte in meiner Seele zu rumoren begonnen, wurde lauter, überwand mich — und ich war zur Hilfe zurückgegangen.

*

Ich fuhr gestern nach B. Unterwegs mußte ich mein Rad an einem Trauerzuge entlang führen. Ein Stück darüber hinausgefahren, hielt ich, um mir den Pomp von der Ferne anzusehen. Die Posaunenbläser machten einen

einschneidenden Trauerlärm. Und ich dachte bei mir: „So begräbt man also einen Toten.“ Und ich sah mir an: dieses Gepränge mit Festkleidern und Blumen und vier Pferden. Man will dem Toten noch einmal alles Gute antun. Er ist dahin. Und man stimmt herzerreißende Klagelaute an, die ewige, gewaltige Anklage, daß nach einem Leben voll Tun und Hoffen und Herzeleid der Mensch endlich sterben muß. Ein mächtiger Chorus in vollsweiter Harmonie öffnet seine Lippen und starrt zum Himmel und verzweifelt auf den Leichnam, dessen Leben rätselhaft entwichen, und es geht ein wahres Getümmel der Erdennot und Trübsal langsam durchs Tal und in jedes Herz. Und wie ich weiterfuhr, klang in mir Chopins Trauermarsch nach, und ein junger Mann im Vorbeigehen pfiff ebenfalls seine Melodie. — Was ist doch der Tod für ein ewiges Rätsel! Was ist doch das Menschenleben, daß es der Tod dem endlichen Blicke entzieht!

*

Als ich Bach hörte, dieses trohige, starke, mächtige Fortschreiten und Aufbauen — dieses Zurücklassen selbst des Mysteries unter sich in emportürmender Kraft — dieses seltene Quellen seelischen, neuartigen, eigenen Reichtums ohne alle Ration, frei von allen kleinlichen Nebengefühlen und Gefühlchen, nur das Innerste, Notwendige, nur die Urmächte widerspiegelnde Walten des Geistes — da fühlte ich es wie ein stählernes Bad, das alles Dürftige, Kleine, Nebensächliche, Zufällige, Eitle herauswach-

sen kann aus uns und allein das Diamantharte in uns leibhaftig macht.

*

Wir sprachen abends über Turgenjeffs Erzählung von Radiloff, den eine Fliege, die er ungestört im halb-offenen Auge der Leiche seiner Frau sitzen sieht, plötzlich so erschütterte, daß er um sein Leben rang. Bis dahin hatte er unglaublich und in einer Art Gleichgültigkeit, weil ihm das „Wissen“ um den Tod nicht an sein Lebensgefühl rührte und reichte, dem Ereignis zugesehen. Einer unter uns meinte, das sei unmöglich, eine Ausgeburt dichterischer, um nicht zu sagen lügnerischer Erfindung. „Wisse man etwas, dann wisse man es. Ein anderes gibt es nicht.“ Als wenn schlechthin ein jeder mein innerstes Seelenwesen bis zur letzten Erschütterung der Grundkräfte aufschließen könnte! Als wenn es keine Gabe wäre: — hinein ins Innerste und Letzte! Als wenn nicht nur die Berufensten die Schlüssel trügen ins innerste Allerheiligste und Allergrausigste der Menschenbrust, die die Menschen sonst verloren haben, oder nie besessen. Welche Menschen wirken denn überhaupt aufeinander?! Und wenn sie wirken, wirken sie mehr, als höchstens auf ihre Oberflächen? —: die dürftigen, nüchternen Verstandeswirkungen, die im Innern gar nichts fruchten und helfen, die die Menschen „gleich“ machen, solange nicht ihre Abgründe sich aufthun. Dagegen — wie selten greift einer da hinein! Radiloff wußte um den Tod. Aber er begriff nicht, was er wußte; er faßte und glaubte den Tod

nicht. Und nun auf einmal glaubt und faßt er ihn. Der Tod erschüttert ihn, der Tod selber in leibhaftiger, sinnlicher Gestalt. Wie anders auch sollte der Tod einen nicht erschüttern, wenn man ihn mit dem innersten Wesen, faßt, greift, glaubt. Dieses Hineindringen des Todes sinnes ins innerste Lebensgefühl ist ein Stück Sterben selbst — das ist mehr — unendlich mehr als „Wissen“. — So steht also auch hier der Zergliederer wider den Schauer, der Mörtelheld wider den wahren Baumeister, der nüchterne Ordner wider den begeisterten Hellseher, Aristoteles wider Platon. Überall steht eine demokratisierte Allerweltslehre für Praktiker gegen die echte, persönliche Geheimlehre, das Sonnenfeuer einer individuellen, schöpferischen Weltanschauung. Wer sich nur im bürgerlichen Leben zurechtzufinden wünscht, der mag nach der engen Ration greifen — aus der Zeit und für die Zeit. Wer sich in allem Dasein zurechtfinden und im Erkennen Ruhe finden will, der muß Zeit und Raum aufgesogen haben, wie die Sonne den Nebel, der die große Einheit ihm verhüllt, deren pulsierendes Herz er ist. —

Das ist auch die Formel des Erlösungsgefühls. Denkend kannst du nie das Rätsel des Menschenlebens, also auch das deines eigenen nicht, erschöpfen wollen. Denn jedes Leben ist eine irrationale Größe, und alles Denken ein rationales Maß. Denkend kann also auch kein Leben in Ruhe und Erlösung ausgehen, nur in Bedenken, in ewiger Skepsis. Du kannst es nur in einem ergreifen voll und ganz: wenn dein eigenstes, innerstes Wesen dein Leben glaubt, liebt, es stark, kühn, schöpferisch verkärt; wenn der Augenblick kommt, wo dein Wesen ganz aus-

gefüllt ist von dem persönlichsten Lebensgefühl und Lebensglauben selbst, daß du hintrittst — ein Liebender, Zeugender, Brennender — ein Erlöster — und sagen kannst: Ich stehe und falle mit dem, was ich bin, liebe, glaube, lebe. — Der Sinn des Lebens kann nicht gedacht, er kann nur mit dem ganzen Wesen erlebt sein. — Aber wer kann es ganz ausdrücken — dieses Geheimnis?! — Wenn wer — dann nur der Künstler. — Die Kunst hat kein anderes Ziel. Sie ist die Darstellerin des Wesens an sich, ohne alle Ration. Die Kunst, die uns nicht denken, die uns erleben macht im Innersten, die nicht den Verstand, die den ganzen Menschen aufschließt, erschüttert und erfüllt.

*

MEUNIER. ZOLA

Wir standen lange vor Meuniers Le Grisou (Grubengas). Ein erschütternder Eindruck, diese um ihren Sohn ratlos irrende Mutter, die abgehegt mit zerrungenen, müden Händen in der Nacht unter Leichen zu wählen hat und nun einem halb Erkenntlichen ins Gesicht sieht. — Ich will nichts weiter sagen über Meunier, ich will ihn mir nur als etwas Gewaltiges an Gestalt und Seele ins Innerste schreiben. Und will hier nur kurz den scharfen Unterschied zeichnen, den ich zwischen einem Geiste wie Meunier und Zola empfinde. Zola schildert in dem Schmied Gaucher im Assommoir den trohigen, jungen „Ritter der Arbeit“, dann aber im Germinal den vom

Industrieprozeß vergewaltigten und verelendeten Arbeitsknecht. Für ihn ist die wahre Macht außer dem Menschen, und er hat nirgend einen rechten Glauben an die Person. Nicht im Persönlichen liegt das, woran er sich hält, und wovor er sich fürchtet, nur im Milieu, in der Macht der Gesamtverhältnisse, im Ungeheuer Industrie und Kultur — ein wahrer verzehrender Knechtsdienst der höheren Einheitsordnungen, eine platonische Nichtachtung der wirklichen Lebensquellen in der Person. Es ist keine Ansicht von der Würde und kein Glaube an die Tüchtigkeit der Seele. — Und bei Meunier! Welche Größe, welche Würde, die wahre Tragödie der Arbeit! Die wahren tragischen Helden der Arbeit. Das Milieu ist nur noch ein Piedestal, auf dem sich die Tragödie der Menschenseele aufrichtet. Ein wunderbarer Glaube, eine wunderbare Liebe zu dem, was im Menschen in schwerer Arbeit vergewaltigt und erdrückt ist, zur Gutes ersohnenden Menschenseele, klingt in monumentalen Gestalten erschütternd aus. Das ist nicht sozialistische Lehre und zolaistische Menschenentwertung. Das ist das Evangelium „Mensch“, ein mächtiges Lied des Glaubens und der Liebe zum Menschenwesen, eine wahre Verklärung der gequälten Seele.

*

Bei der lebendigen Menschenperson als bei dem noch ungeschiedenen Quellenborne alles Wirklichen und Scheinbaren, der einzigen unterschiedslosen Wirklichkeit alles wirklichen und scheinbaren Erlebens muß man

im Anschauen und Gestalten beharren — beharren gegen die die Welt in Elemente zerstäubende Analyse der messenden Wissenschaft, wie gegen die über alles einzelne Wirkliche sich rücksichtslos ausspannenden metaphysischen Ideen. Der lebendige Mensch ist der Quellenborn alles Wirklichen und Scheinbaren, das sagt Meunier gegen Zola. Im wirklichen Menschen, in der lebendigen Persönlichkeit liegt die Überwindung aller Vergewaltigungen durch Gesellschaft und Staat, aller Knechtungen durch die erstarrende Übermacht der toten Mittel. Und eine antike Größe des ringenden Menschen hat Meunier aufgerichtet, die große Seele, deren quälendes Schicksal Erschütterung und Mitleid weckt um ihrer selbst willen, weil sie durch Leiden und Schicksal ihre Größe gewann. Das wunderbare Harmoniegefühl, daß diese Menschen in Kampf und Leiden ihren Kernwert innerlich errungen, gleicht der Wirkung echter Tragik. Zermalmnt — und unendlich gehoben; im Leiden erstarkt und zur Größe geboren, zur lauten Verkündigung der Größe im Leiden. Das ist echte tragische Wirkung.

*

In Zola lebt der soziale Oberflächenmensch, das Machwerk des Milieus, und der innere Mensch darin ist nach der Entwicklungstheorie im besten Falle der Affe; in Meunier lebt der Geist, der allezeit Geist ist, und der gemartert werden, aber nicht unter sich sinken kann. Zolas Menschen kämpfen einen Kampf mit der Maschine,

das soziale Ungeheuer Industrie verschlingt oder degradiert sie. Meuniers Menschen kämpfen einen Kampf mit den großen, finsternen Naturgewalten und wissen sie zu bändigen, das Soziale, die Maschine ist vergessen, das Kosmische ist der gewaltige Gegner, und der Geist bleibt Sieger. Man sehe nur das Relief „Die Industrie“, mit welchen stolzen und entschlossenen Gebärden und Handreichungen diese große Zahl Männer den gemeinsamen Kampf mit einem Ziele zu führen weiß, mit wie bewußt überlegener Herrschaft hier der Geist dem ausbrechenden Element begegnet. Es ist eine Hoheit im Menschen in Kampf und Schicksal, die in der Massenwirkung zu höchstem Harmonieeindruck sich steigert.

*

Es ist sehr merkwürdig, wie bei Zola auch ganz sinnfällig die Maschine im Zentrum steht, bei Meunier dagegen fast ganz zurücktritt. In seinen Bildern herrscht die Erde, die Halde, der Rauch, das Feuer, diese Elementargewalten geben der Landschaft den Charakter, alles Menschenwerk tritt zurück. Es ist nur der durch den Kampf mit den Naturmächten charakterisierte und vertiefte und stark gewordene Mensch und das Atmen und Sichregen und Aufbäumen der finsternen, kosmischen Gewalten. Meunier ist kosmologisch, nicht sozial.

*

BERLIN

Symphoniekonzert. Die Neunte von Beethoven. Was soll man sagen angesichts dieser gewaltig getürmten Jubelhöre aus der Höhe! — Wagners Musik zu Parisal klang mir dagegen, als wenn die Töne und Harmonien wie Sklaven mit Ketten belastet einherschritten — und nicht aufwärts könnten — aufwärts, nur immer gebunden blieben im erdenen Bereiche; Dämonen und Riesen zwar, gewaltig und erschütterlich, aber nichts von Glauben und Traum, nichts von jenem Wundergejubel und Gejauchze in gewaltiger Harmonie, worin der ganze Menschheitslärm sich in Reinheit und hinreißender Freude aufgelöst. Wie ein Altar aus gewaltigen Tonmassen aufgetürmt und hingeschrieben in die Lüfte, auf dem es millionenzüngig lodert und wogt — diese nie ersterbende, letzte Menschheitsverheißung: „Seid umschlungen Millionen“ — — — und: „Brüder, unterm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen“ — — — und: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.“ —

In Hamlet von Robertson begriff ich's von neuem. Als die Schauspieler vor dem König spielen, und der Mörder dem Schlafenden Gift ins Ohr träufelt, da war das Bild und Ereignis auf der Bühne wie ein mächtiger Gewittersturm, der heran- und ganz greifbar nahe vorüberbraust, aller Schrei, alles Erschrecken, aller Lärm war gebändigt zu einer elementaren Harmonie; die Macht der Wahrheit und des Gewissens fegte mit eisernen Ruten den gleißenden Schein auseinander, der wie Blätter im Winde in einer Staubsäule verwehte — und Hamlet

und Horatio blickten in klarer Luft dem verstummenden Wirbel nach. Eine mir unvergeßliche harmonische Gewalt. — Und so auch der Schluß. Mord und Tod sind die Töne, aus denen die Schlußakkorde gewoben. Und doch, welche erhabenen Harmonien ergreifen die Seele! Mord und Tod liegt rings auf der Bühne verstreut, wie auf unsrer weiten Erde — und doch, wie ein Frühling, der seinen Thron besteigt, so ist es, als Hamlet, zu Tode wund vom Leben, auf seiner Väter Throne sitzend, noch einmal seine Arme herrschend breitet und dann seinen letzten Atemzug getan, der wahre König, den immer wieder die Welt totgeheßt, endlich mit der Krone in seinen Händen. O, wie ich da wieder begriff, was Kunst ist, die ins Lichte will, was Harmonie immer und allezeit bedeutete. Aber wer hört das Unausgekostete und Unerhörte — allezeit?!

Dazu gesellte sich noch ein malerischer Eindruck: Segantinis „Trübe Stunde“. Ein unsäglich einfaches Gemälde. Eine einsame Berghalbe, steinigt. Die Sonne ist gesunken. Bläß goldene Scheine mit kaum spürbaren Rubintönen leuchten noch am Himmel und in der Schattenluft. Die Welt liegt im Schatten. Auf der sonnverlassenen Halbe sitzt vor einem Heidefeuer in stilles Brüten versunken ein Mädchen auf einem Steinblock — vor ihr in mächtiger Silhouette, wie fragend und staunend und mit ihr sich nach der Sonne härmend, eine brüllende Kuh. Weiß Gott — es ist die ganze Welt — und ihr ganzer Schmerz und ihre ganze Sehnsucht — und ihre Armut — und ihr ganzer Liebesreichtum — das da in Mensch und Vieh und in den letzten Sonnenschimmern und in der

schattenkühlen, sonnverlassenen Erde und in dem armen Heidefeuer zu uns vernehmlich redet. Nicht im glänzenden Außenwerk, im offenbarten innersten Geheimnis liegt die Kraft, die zu Menschenseelen eine unerhörte Sprache spricht, ob es gleich noch dieselben Worte sind und die schlichteste Welt. — Wie ich ein zweites Mal von dem Segantinischen Bilde Abschied nahm, wie von einem guten Freunde, Klang's mir innen: In alle Kunst muß etwas von dem Morgenschein der Seele. —

Mir kam auch dabei in den Sinn, warum jede Kunst ihre Zeit am gewaltigsten ergriff. Ich dachte: wie können die Zukünftigen wissen, wie sehnüchtig unsere Seele war? Wie gerade unsere Seelen nach Verglufst und Einsamkeit und Kraft und Sonne und all dem Hingegebensein an die menschenlosen, sprachlosen Wunder von Strom und Stein — und Baum und Fisch und Vogel sich mit nie gekannter Macht, wie Verbannte in ihre Heimat sich sehnten. Nur für uns gaben die Meisterwerke unserer Zeit die feinst gestimmte Antwort. Nur in diese Seelen konnten sie so ganz wie eine Harmonie in tausendfältiges wirres Durcheinanderklingen sich senken. Früher und später wird das Leben andere Seelen finden — und die Schaffenden werden für sie und aus ihnen eine andere Sprache reden — mit ähnlichen Mitteln, aber das Unausgesprochene darin muß ein anderes sein. — Oder ist doch ein Dauerndes, das immer darin klingt, und nur Mittel und Werkzeug, was sich ändert? — Und was sich geben will immer das Eine? — Beides. Beides nicht. — Es gibt nichts Bleibendes. Es gibt keine bleibende Stätte.

ZÜRICH

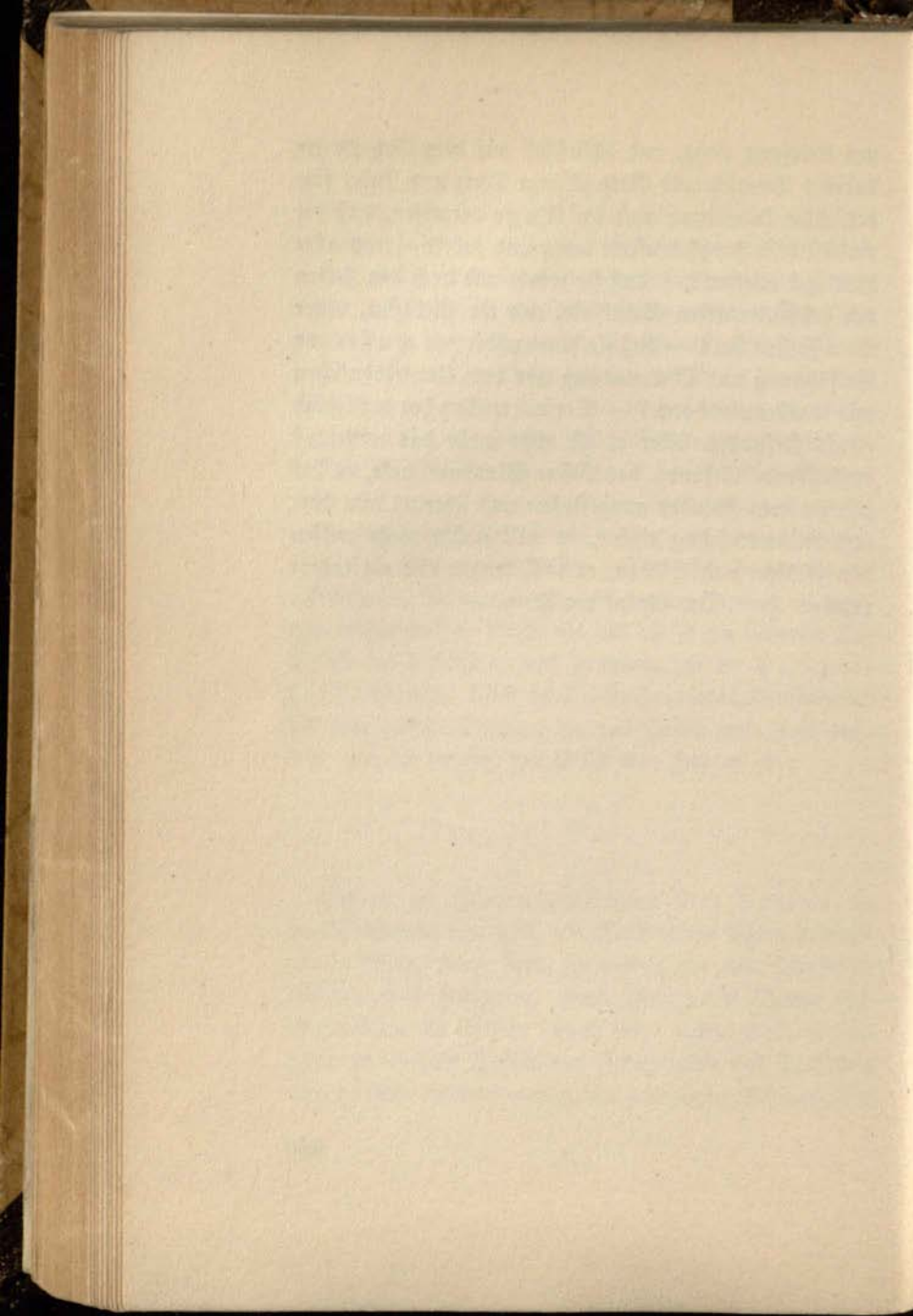
Konzert von Pjetschnikoff. Wie schlicht und scheu er dasteht, wenn er mechanisch die Stimmung belauschend in das zu schaffende Tonbild innerlich sich verliert, unter dessen das Orchester mit seinen instrumentalen Gewalten heranbraust. Und wie es über ihn kommt! Wie selbstvergessen preßt er seine Geige wie in seine Seele hinein. Und dann ist er und seine Geige nur noch ein einziges, mächtiges Erzittern und Zucken und Beben unter den wunderbarsten, blühendsten Harmonien, die durch unsere Stunde ziehen. Wie einer, der mit dem Unsichtbaren ringt um die große Schönheit, die vielleicht gerade in diesem Augenblicke sich am wunderbarsten gebiert. Ich dachte an die „Fertigen“, die nur wissen und wollen, was sie können, und nichts weiter. Denn nie hab ich so die innerste Inbrunst des Schaffens und Zeugens, wie bei Pjetschnikoff, verspürt. Auch die Darstellung jedes Kunstwerkes hat ihre höchste Stunde, die aus Fleisch und Bein auflebt, und die flüchtig wie Glück und Jugend ist.

*

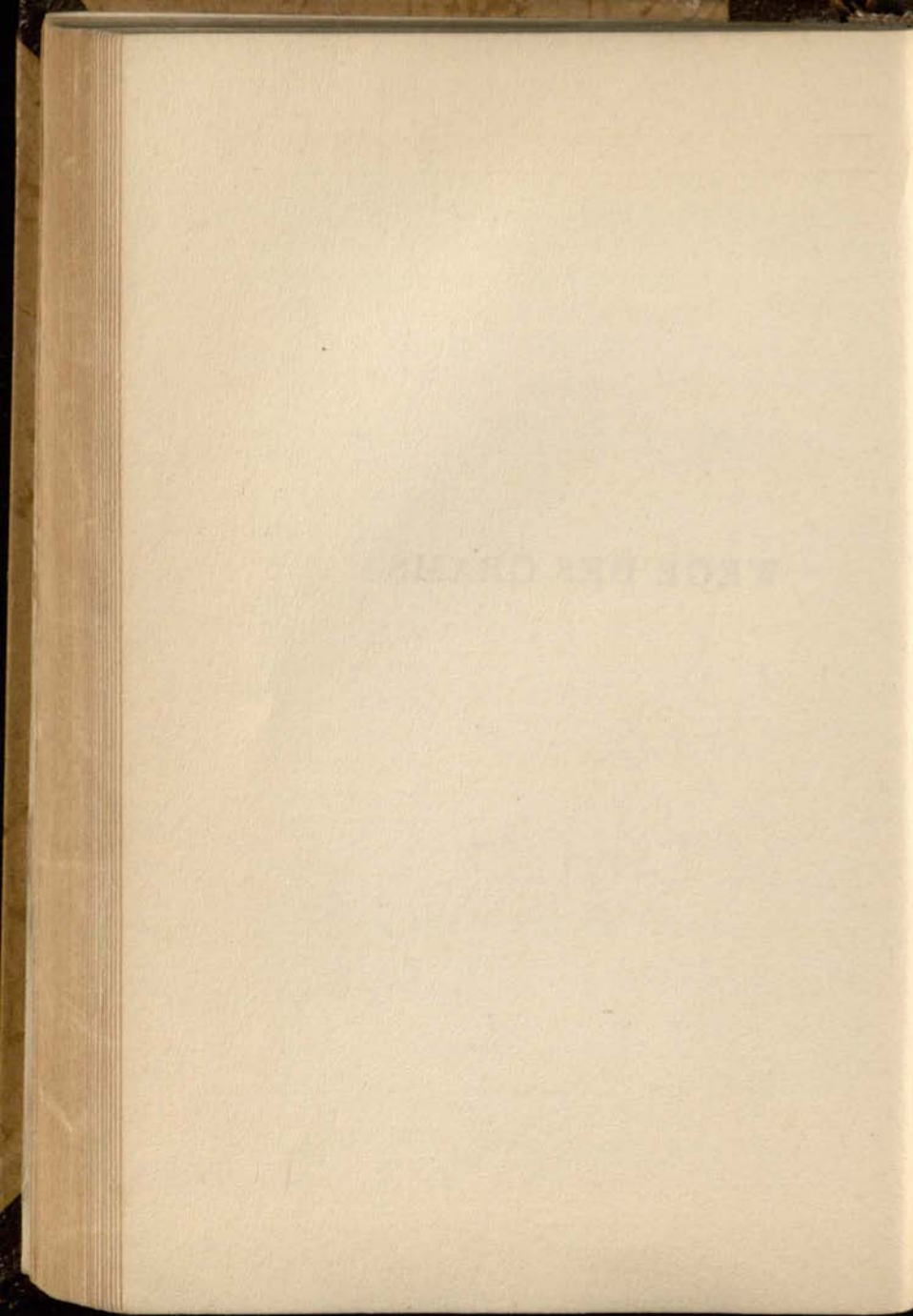
Gestern im Kammermusikabend Beethovens Amoll-Quartett, op. 132, ein Werk seiner letzten Lebenszeiten, düster, bunt, herb, springend, ein unversöhnliches Ringen voll seltsamer, herausfordernder Motive und Harmonien. Es ist eine beinahe allzu bittere Anklage und dazu ein eisernes Wollen zur Gerechtigkeit und Wahrheit und zu Gott durchzubringen, ein unerhörter Schmerz, der

um Erlösung ringt, und schließlich auf dem Grunde erhabener Tempel- und Gottesklänge Tanz und Jubel findet. Aber kann man auch im Adagio vergessen, daß die verdüstertste Prophetenseele tanzt und jubelt — trotz alledem und alledem! — daß sie jubelt und doch den Felsen des erschütterndsten Schicksals, wie ihr Piedestal, unter ihren Füßen hat? — daß sie hindurchbrechen mußte zur Versöhnung und Überwindung aus dem Unversöhnlichen und Unüberwindbaren? — Der vierte Satz hat tatsächlich etwas Gesundes. Aber es ist nicht mehr das willenlos aufblühende Gesunde, das kühne Glaubensstarke, es hat alle zarteren Freuden ausgestoßen und schreitet nun hart und willensmächtig einher, es will nichts mehr wissen von Glühen und Blühen, es will trozen wie ein todesmutiger Held. Das scheint der Sinn. —

*



WEGE DES GRAMS



W A H N

Was immer war
und ewig wiederkehrt,
hat immer wieder
unsern Sinn betört.

Und immer wieder
läuten Totenglocken;
und immer wieder
fallen sacht die Glocken.

*

GEFESSELT

Ein Gefangner bin ich —
Das ist Menschenlos.
Ganz gefesselt ging ich
Aus dem Mutterschoß.

Und mein flüchtig Leben
Ward nur dargebracht,
Ganz es einzusenken
In die Erdennacht.

Trägt aus tiefem Dunkel,
Drin sein Armutsthron,
Kleinen Schein zutage.
Das ist seine Fron.

Möchte ganz erglühen
Ahnungsvoll und weit,
Hebt sich auf in Flammen —
Sinkt in Dunkelheit.

Ein Gefangner bin ich: —
Das ist Menschenlos.
Ganz gefesselt sink ich
In den Mutterschoß.

*

Der Himmel voll Sonne,
Die Sonne glüht.
Ich fliehe durchs Leben,
Gram im Gemüt.
Denn ob ich auch härmend
Empor mich schwinge,
Zur Sonne aufjauchze,
In Höhen dringe —
Ich bin wie Duft und Welle und Wind,
Ich bin ein fliehendes Erdenkind,
Aus Rätselgründen ans Licht geboren,
In Rätselgrund sinkend,
In Nacht verloren.

*

Durchs Leben flieh ich
Von Sehnsucht gescheucht.
Von Schimmer verlockt,
In Gram erbleicht.
Der Sonnenball leuchtet,
Ich blick in sein Licht
Und strecke die Arme —
Und greife es nicht.
Und tastend im sonnigen Erdenraum
Erstirbt meine Liebe,
Verweht mein Traum!
Ich lebe in Dunkel,
Ob Sonne scheint.
Ich recke die Arme —
Die Seele weint.

*

VERWEHT

Du warst einmal — nicht nur im Traum —
So jung, wie Rosen im Juni sind,
Und einmal glüht' und blühtest du,
Und kanntest weder Reif noch Wind.

Erde ein Garten, drin du warst
So jung, wie Rosen im Juni sind,
Und ich ein jugendstarker Held —
Nun hat die Blätter zerstreut der Wind —

Nun weißt du kaum, daß du geblüht
So jung, wie Rosen im Juni sind,
Und daß mein Blut um dich geglüht —
Denn Mensch und Blatt verweht der Wind.

*

Einmal schien die Welt
Dir so weit, so weit.
Einmal schien die Stunde
Dir wie Ewigkeit.
Einmal schien das Leben
Sonnig überreich.
Einmal dächtest du
Dich Göttern gleich.

Aber einmal muß
Die Sonne trüber sein.
Einmal geht der Weg
Dir enger ein.
Einmal schreitest du
Nur sorglich Schritt um Schritt;
Einmal schreitet
Ein Begleiter mit,

Richtet deinen Blick
Dann unverwandt
Auf ein blumiges
Gräbergartenland.
Einmal wirst du
Unter Erd und Rosen liegen.
Einmal wird dein Sein
Wie Hauch verfliegen.

*

ICH SCHLOSS DIE AUGEN LÄNGST

Ich saß an meines Vaters Sterbebett
Und sah sein stilles, bleiches Angesicht.
Im Zimmer dunkelte die Mitternacht.
Ein schwacher Schimmer kam vom kleinen Licht.

Den Blick nach oben und die Lider zu,
So röchelte, der da im Bette lag,
Und bleich und groß und hehr schien das Gesicht,
Und einsam totenstumm war das Gemach.

Und ich — ich grub und grub im Rätselgrund:
„Wer ist es, der hier stöhnt? — Was schwindet hin?
Wer ist, der um den letzten Atem ringt?“ —
Und rang, umnachtet von dem Rätselsinn.

Und Tausend — Ungezählte sahn mich an
Aus fremden Zügen, die ich Vater nannte,
Ein ewiger Zug war's, der gestorben war,
Ewig der eine doch, der Herzverwandte.

Der Vater und des Vaters Vater war's,
Der noch im Bilde blickte von der Wand.
Und jeder hatte einmal so erschauernd
Gegriffen nach des Vaters Sterbeband;

Und einmal auch im Leben hatte jeder
Die Hand nach seines Sohnes Liebe ausgestreckt;
Und alle stummen Trauertränen hatten
Den finstren Gast, den Tod, nicht fortgeschreckt.

Du warst es ewig, du, der Ich sich nannte,
Und der doch immer nur der Eine ist,
Der ewig ruhlos in die Endlichkeit Verbannte,
Und den der Todmann sanft zur Ruhe küßt,

Damit er fort und fort im Staube schreite,
Am Rätsel löse und am Schauen webe.
Damit er aller Erdentiefen Sinn,
Damit er tiefsten Gottesgrund erlebe — —

Ich bin es, der hier stöhnt und der hier sinnt,
Ich reiche selbst im Leid mir Liebe zu,
Ich schloß die Augen längst, — und immer weiter
Führt mich mein Rätselweg aus ewger Ruh.

*

UND DIE SONNE VERSANK

Auf lebloser Felsenhöhe,
Am einsamen Bretterhaus,
Wo finstre, sturmverwehte Tannen
Verlassen dunkeln,
Wo flüchtig schimmernde, arme Halme
Zwischen Blöcken beben und zittern —
Eisiger Hauch in mein Haar fährt —
Stand ich und sann der sinkenden Sonne nach,
Und grüßte den Feuerhimmel,
Und grüßte die dunkelnde Erde —
Und meine Lebenden
Und meine Toten grüßt ich:
„Mutter, bette sie weich in stillen Gründen,
Mutter Erde, die in deinen Armen ruhn!
Wärme die, die mich liebten! —
Und du, o Sonne!
Sonne! Bring uns den Morgen wieder,
Die wir noch atmen und schaun!“
So bat ich. Und die Sonne versank.
Wolken schwammen in Täler.
Der Wind stöhnte in den alten schwarzen Tannen
Lange Klage.
Auf einsamer, felsiger Höhe
Stand ich — und sank in die Nacht.

*

WEGE DES GRAMS

Kalte, feuchte Blätter treiben.

Wandernd, stumm, im Sturme Schritt um Schritt,
geht der Wolkenfraue grauer Regenschleier
unsre gramverhangnen Wege mit.

Tief im Tale treibt der tolle Atem
Wolken an den Dämmerhängen;
und aus wildgestrichnen, schwarzen Tannenwäldern
ist's, als wenn die Toten brausend
rätselhafte Chöre sängen.

Feuchte Blätter treiben.

Wolken jagen triefend auf uns nieder.
Von den Felsen klingen dumpf und traurig
unsre harten Tritte wider.

Tausend tolle Wasser stürzen
an den steinigen Dämmerhängen;
und aus wildgestrichnen, schwarzen Tannenwäldern
ist's, als wenn die Toten brausend
rätselhafte Chöre sängen.

*

Tausend Lannenwipfel drohn
Brausend hin und wider,
Trutzger Nachtwald tost und stürmt
Seine Urveltslieder.

Trübe bin ich durch die Nacht
Lief vom Thal gekommen,
Müdes Schreiten hat mir sacht
Last um Last genommen.

Toteneinsam lausche ich
In der finstren Runde,
Und die Seele stilltet sich
Bis zum tiefsten Grunde.

*

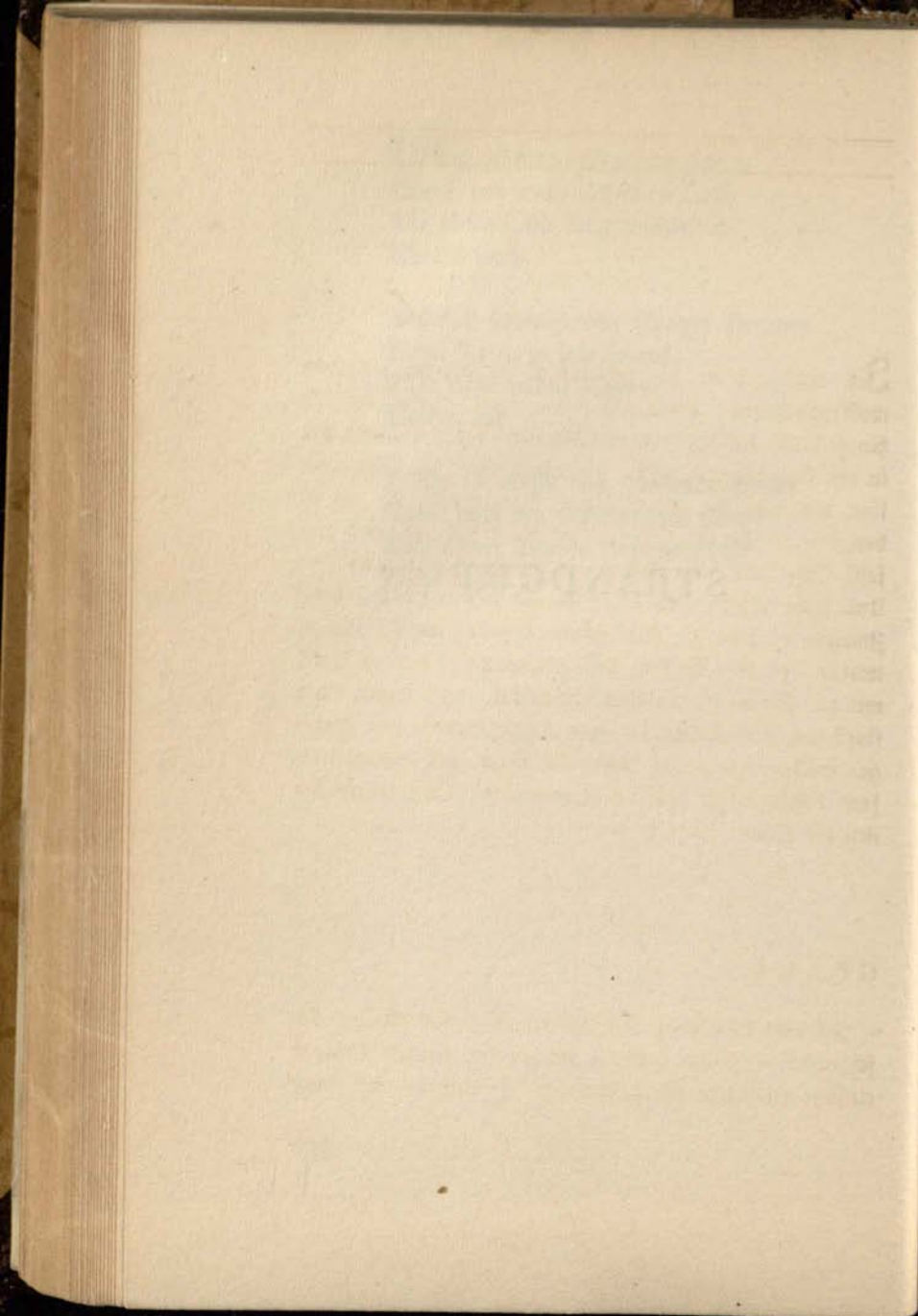
Wilde, seh nende Sturmesm innen
Klagen um mein einsames Dach.
Alle Geister, die lang geschlafen,
Werden wach.

Nächtlich schweigenden Ganges kommen
Meine Toten zu mir herauf.
Aller Liebe goldne Tage
Wachen auf.

Tröste — tröste dich, darbende Seele!
Weine nicht um verklungenen Sinn!
Auch deiner Stunde einsame Klage
Flieht dahin.

*

STRANDGUT



Ich darf wieder die lispelnden Graswiesen und den wolkengetürmten Himmel lieben — die Sonne, die dahinter glüht aus sprühenden Säumen — den Sturm, der in den Eichenkronen wühlt — alles, alles! — Dich, gläserige, tausendfältig schimmernde, klare Welle, die du an den Strand heranrollst und im Kiese schlurfst und rieselst. Ich liebe dich wieder, strahlende Sinnenwelt! — Und suche wieder nur eine Frucht aus meines Lebens Zweigen — eine, die klar, stark, reich und sonnig scheint, wie du —: Ein Wissen, so lebensmächtig, daß es lockt, wie der Eichwald, der über mir braust, mich kühlt, mich stark und frei macht, — eine Kunst, darein wir springen wollen, wie nackte Leiber ins Meer, daß es uns triefend behänge mit tausend diamantenen Tropfen, in denen die Sonne glitzert.

*

GRAHL

Ich lebe nun schon seit Wochen in diesem kleinen Fischerort. — Heute habe ich wieder den ganzen Morgen einsam gesonnen und geschrieben. — Unruhe und Zwei-

fel quälen mich. — Ich will ins Freie. — Aber der Wind weht heiß vom Lande her und wirbelt Sand um die alte Dorfpappel. — Da schiebe ich schnell noch einen Brief in den Kasten des niedrigen, strohdachenen Posthauses, dessen Tür ein Rosenstock üppig überblüht. Dann wandre ich dem Walde zu, der den Ort vom Strande trennt. — Alles liegt menschenleer. — Die Sonne brütet glühend über der weiten, rötlichen Grasflur. In der Ferne sind Menschen im Heu. — Eine Wolke tanzenden Staubes wälzt sich ein ums andere Mal hinter mir drein ...

Wundersam: auf einmal ist es kühl, klar, gedämpften Lichtes, still und feierlich. Der Wald umfängt mich, — aufrauschend, wie Gottesatem. — Ich stehe still — ziehe meinen Hut ab und schaue tief hinein in die grüngoldene Dämmerung. — Es riecht nach Harz und frischer Walderde. — Ein liebliches — azurenes Libellentier schwirrt vorüber. — Noch eins. — Und noch eins. — Im Schatten jagen einander weiße Schmetterlinge. — In den wogenden Wipfeln schmezt, jubelt und tiriliert es unaufhörlich. — Ein zierlicher Käfer — regenbogenhaft — auf einem Haselblatt — regt seine Flügel. — Und meine Brust dehnt sich. Wie ein frommer Waldbruder, der mit Bienen und Fliegen und allerlei Getier einsam haust, breite ich meine Arme dem wehenden Frieden — und meine Seele umspannt lieblosend — als wäre sie ein weiter Gottesraum — das lustige Gewimmel. — Und das Unermeßliche durchströmt mich mit seiner Flut — frohlockt in mir und kost die Kreatur. Ich glaube daran — an sein Wehen und Verheißern. Ich bin es selbst. — Wie schlafwandelnd folge ich dem Moospfad. — Alles,

was ich schaue und höre, klingt zusammen in ein einsam — hehres Rauschen. — In meiner Brust wogt der ewige Traum von Freiheit und Kraft ... Da! — eine Hummel! die bedrohlich nahe kommt. „Der tausend, du wirfst doch nicht!“ ... Der alte Traum erfüllt noch immer zaubersam das ruhelose Herz ... Aber die Hummel! — Sie kommt zurück und umsummt mich dreister. „Daß dich der Teufel!“ — Die hat es auf mich abgesehen. — Offenbar! — Ich drehe und wende mich. Das ist ja wie verheert! Sie steht mir trotzdem immer vor der Nase. — Ich will mich ducken. Bums, fliegt sie mir gegen die Stirn. — Ich springe beiseite: — „Du Vieh!“ — Nun schwirrt sie mir dicht am Ohr. Ich fange an zu schlagen: „Weg!“ — „Bestie!“ — „Weg! — Du! Du!“ — Ihr Summen verschwimmt im Rauschen der Eichen — und ist schon verweht ... Ich stehe — trockne mir den Schweiß von der Stirne — und lache: — „Waldbruder! — Mensch! ...“

Ein goldener Falter gaukelt einsam und majestätisch über den Schattenpfad. — Totenruhe — und einförmiges Geflüster. — Dann knickt ein dürrer Ast oben in der Krone und fällt knisternd herab. — Ich schreite achtlos vorwärts. — Etwas treibt mich. — Ich lausche einem Ton. Er mischt sich rhythmisch anschwellend und ebbend in das feierliche Rauschen. — Zwischen silbernen Stämmen hindurch — unter dem lastenden Wipfeldach flimmert und lockt in der Ferne das Meer: — Schaumkämme leuchten — weit, weit hinaus; — Wogen rollen heran — immer wieder ...

*

Auf dem hohen Ufer, wo bei wilder See der Sand wirbelt, spazierte ich und kam gegen Wustrow. Dort arbeiteten die alten Fischer an den Bollwerken gegen das Meer, und es war ein wunderbarer Anblick, wie die Menge alter Apostelgesichter ernst und feierlich fast, unter gemeinsamem, rauhen Singen die Pfähle ramnte. Dabei sangen sie das Lied: „Ich habe mein Feinsliebchen schon lange nicht gesehn, ich sah sie gestern Abend wohl vor der Haustür stehn. Ich dachte sie zu grüßen, usw.“ Und Zeile um Zeile, in schwerem Rhythmus, und immer dazwischen fällt das emporgezogene Rammeeisen mit dumpfem Krach nieder. Weiter entfernt sah ich Männer, die im Viereck saßen und unter abendmahlsartigem, melancholischem Psalmodieren des weißbärtigen Alten mit der Handramme ihr ernstes Werk taten. Ich stand lange und lauschte auf die wunderbar ergreifenden Weisen und sah mit Bewunderung die alten wetterharten Fischerleute; und es fiel mir ein, daß Christus zu Jüngern sich Fischer gewählt und zu ihnen gesagt hatte: „Von nun an sollt ihr Menschenfischer sein!“

*

Wir alle sind auf der Wallfahrt nach dem Gott in der eigenen Seele. Und wer uns den enthüllt, den nennen wir „geliebt“.

*

Liebe, das ist die gierig quellende Lust am Dasein. Wes-
sen Seele davon erfüllt ist, an dem hat aller Zweifel
seine Macht, das Rätsel des Lebens seinen Sinn verloren.
Liebe allein bildet das Leben fort, es ist die zeugende
Kraft. In Seelen voll Liebe sind alle Leiden in Freuden,
alle Fragen in Taten verwandelt und gelöst.

*

Auch der Schaffende muß wie der Liebende zuerst sei-
nen Verstand verlieren.

*

Wer nicht mit aller Qual lieben kann, dem ist auch das
letzte Schöpferische im Ahnen und Gestalten verschlossen.

*

Wir haben alle nichts und sind alle — ein jeder von
uns — auf die Gnade des andern angewiesen, desjeni-
gen, den wir lieben. Denn Liebe ankert im Grunde und
fragt nicht nach dem Glanze der Oberflächen, wo alles
Haben sich abspielt.

*

Nur die süße Gewohnheit achten! Nur die süße Höf-
lichkeit, die alles demokratisiert, achten! Daß keiner zu

kurz komme! Daß keiner sich besonderer Sonne freue! Sie wissen nicht, diese Banausen des Herdenglückes, daß es nur eine Macht gibt, die in den Schöpfergrund der Seele eingreift und das Unendliche darin anrührt, daß die Seele blüht und duftet, wie eine Wunderblume von Got-
teshuld geweckt, das ist die Liebe — daß es nur eine Macht gibt, in deren Glut und Glanz Himmel und Erde — die Sonne selbst erstirbt, wie Traumschatten vor dem wahren Licht — das ist die Liebe. Liebe, das ist der innerste Kern der Persönlichkeit, in ihr bejaht oder verneint sich, steht und fällt der Mensch. Liebe, die ganz nur persönlich ist, die sich an das Persönlichste knüpft mit Leidenschaft, die nur Eines verklärt vor allen — das wahrhaft aristokratische Prinzip in der Welt — und die einzige Quelle aller einzigartigen, persönlichen Werte.

*

Es gibt Geister — große und freie, die einmal sich zur Tragik entscheiden, die einmal ganz ausgefüllt von Lebensglauben sagen können: „Tod, wo ist dein Stachel? — Hölle, wo ist dein Sieg?“ — Die Kleinen fragen nach dem und jenem um und um, haben Zeit, sich vor dem Tode zu fürchten — und wo sie sich entscheiden können, geschieht es immer nur zur Behaglichkeit und zum Lebensgenuß.

*

Dieses Jagen nach Zukunft, dieses Nie=ruhen=können im Augenblick, dieses Sich=halten an die vagen Verheißungen der Zeit — das ist die wahre Krankheit. Nirgend kann es liegen, was nur in der Zukunft liegt, denn Leben ist der Augenblick. Im Augenblick liegt die Kraft. Und dich an die Zukunft halten, heißt dich wegwerfen, weil du zum Augenblicke nicht taugst. Erfülle den Augenblick mit deinen reichsten Gefühlen, und du wirst nach Zukunft nicht fragen. Du wirst nicht die Gegenwart um der Zukunft — vielleicht wirst du alle Zukunft um der einen Gegenwart willen wegwerfen. Das heißt Leben. Das ist Erfüllung. Das ist alles Lebens Sinn.

*

Auch Glaube, auch Erlösung selbst — wenn ihr wollt — ist ein illusionärer Augenblick. Echte Kunst, die ihn zu wecken weiß. — Aber wer sagt, daß solcher Augenblick weniger sei, als die Ewigkeit? Beide sind zeitlos.

*

HELGOLAND

Gelehrte, in Leerjacken gehüllt, fuhren hinaus in Nacht und den Silberglast des jungen Mondes.

Peter Bauch, der Schiffermann, stand am Steuer mit seinem Gesellen.

Große, wilde Wogenhügel sprangen ums Boot, als

wollten sie sich dehnen und in die Lüfte heben. Eine große, weite, dämmernde See. Eine mächtige, unruhvoll sich wälzende und drängende Flut. Eine weite, tiefwogende Seele.

Und der Schaum sprühte um die eingehüllten Männer und ging über die Bootplanken und sprühte sie an, daß die Leerkittel troffen. Auf eine Seite sich rückdrängend, so schossen sie durch die dämmernden Wasser.

Eine Wunderfahrt! Helgoland als schwimmendes, von tausend grünen Lichtern erfunkeles Schloß aus dem Nachtmeer ragend — und hoch darüber im Strahlenfranze lichtgolden gewölbt der Mitternachtäther.

Und um das rauschende und schäumende Boot ewig nur die aufbegehrenden Hügel, die anschwellenden, die doch nicht gebaren, die doch nicht Kraft hatten, mit Flügeln sich aufzuheben in die Silberlüfte der Nacht. Nur Schaum und Gischt immer. Und drunten blieb das Ungeannte und Ungedeutete ohne Erlösung.

Der Steuermann redete nur dann und wann einen Hinweis:

„Das ist die Boje am Südstrand der Düne.“

„Jetzt streichen wir um die Hummerkästen.“

„Draußen das ferne Schiff hat eine rote Laterne an Backbord.“

Dann fing einer der Gelehrten im Boote zu reden an.

Der Steuermann, der sichere Lotse durch Boge und Sturm und Dünung, der die hellen Sterne kannte und die Leuchtfeuer der Inseln, und die Sommergluten beim Fischfang, und die Herbststürme und Wintermeere, der Sichere hatte kaum die ersten Worte des Gelehrten ge-

hört, als seine Augen innerlich groß wurden, und seine Hände ganz still, und er das Steuerrad nicht drehte, und das Boot zu treiben begann.

Ferne, seltene Worte und Welten begannen vor ihm zu gaukeln: längst vergangene oder zukünftige, wo und wann immer! von denen er wähnte, daß jene hineinsegeln könnten, wie er, der Steuermann, mit seinem Boote in die rauschenden Wasser und flatternden Dämmerlüfte der Nacht.

Der Gelehrte sprach eifrig, nannte Rom und Athen, malte Bilder von Zeltnomaden und weckte ferne, heiße Wüsten und heilige Berge und ließ die Flammenopfer dem unsichtbaren Geiste auflohen, wie feurige Schemen in die nächtliche Meerluft.

Der trozige Steuermann lauschte und konnte nicht satt werden. Aufrauschende Ahnung hatte ihn staunend und schauend aus dem silbrigen Dämmerkreise seiner Nacht und Meerwelt gehoben, der weiten einen Welt in Sehnsucht entgegen, die nicht Meer und nicht Stern ist, nicht Nacht und nicht Sonne, wo das Geheime offenbar ist und das Vergangene und Zukünftige nahe und eins — und leibhafter als das wogende Nachtmeer und sprühender als die silbrigdämmernden, sich dehnenden Wasserberge.

*

EWIGE FLUCHT

Oft schmecke ich fast die Flucht der Wesen, als hörte ich die Umdrehung der Erde.

Fast atmend fühlbar ist mir dann das unaufhaltsam
ineinander und durcheinander Fortdrängende der Men-
schenseelen und Menschenschicksale, ihr Dahinfliehen mit
Hoffnungen und Wünschen, wie Zähne im Triebrad —
und doch zu keinem Ende.

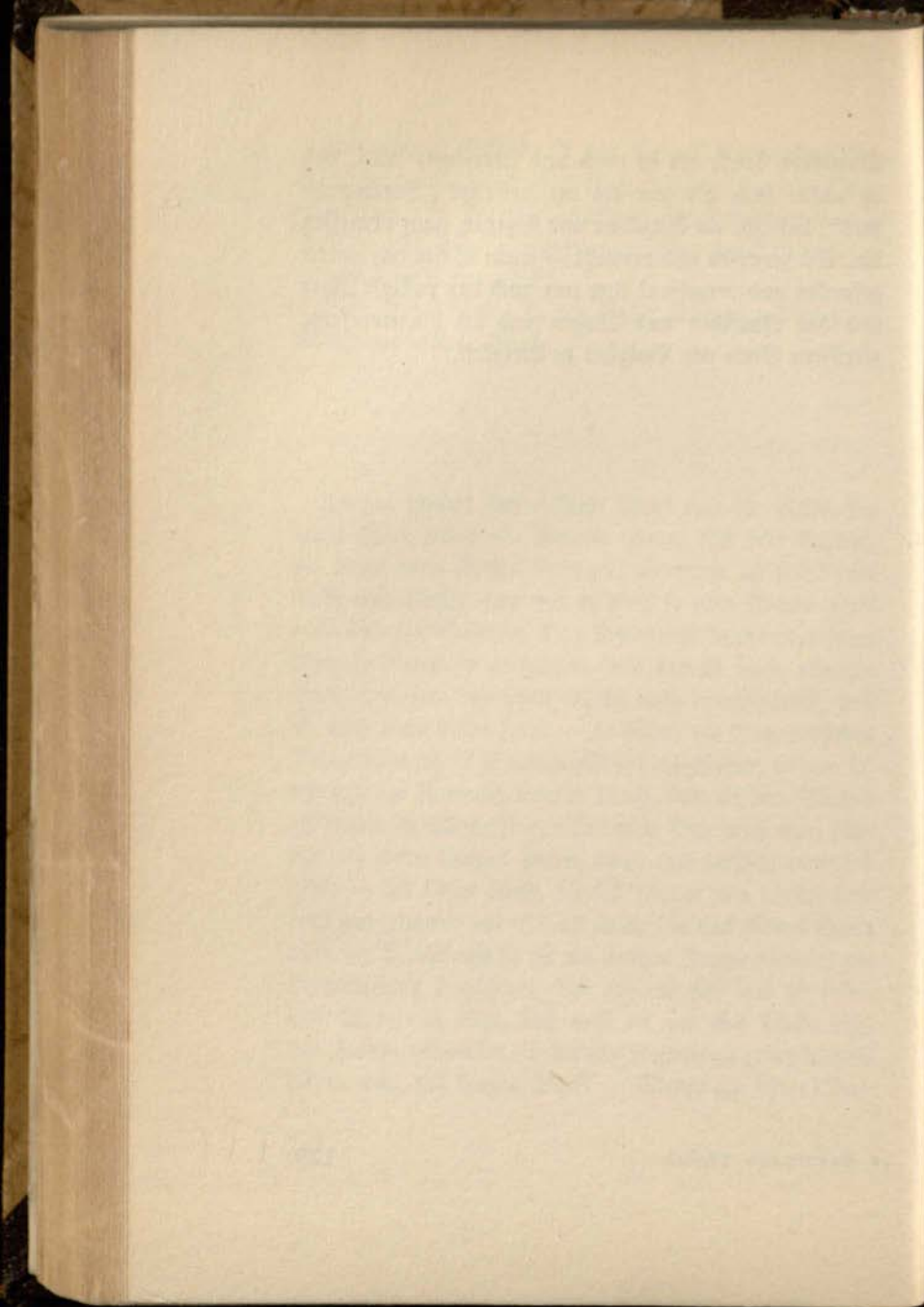
Kein Zweck scheint in der Welt; alles nur Mittel —
Mittel zur ewigen Flucht.

*

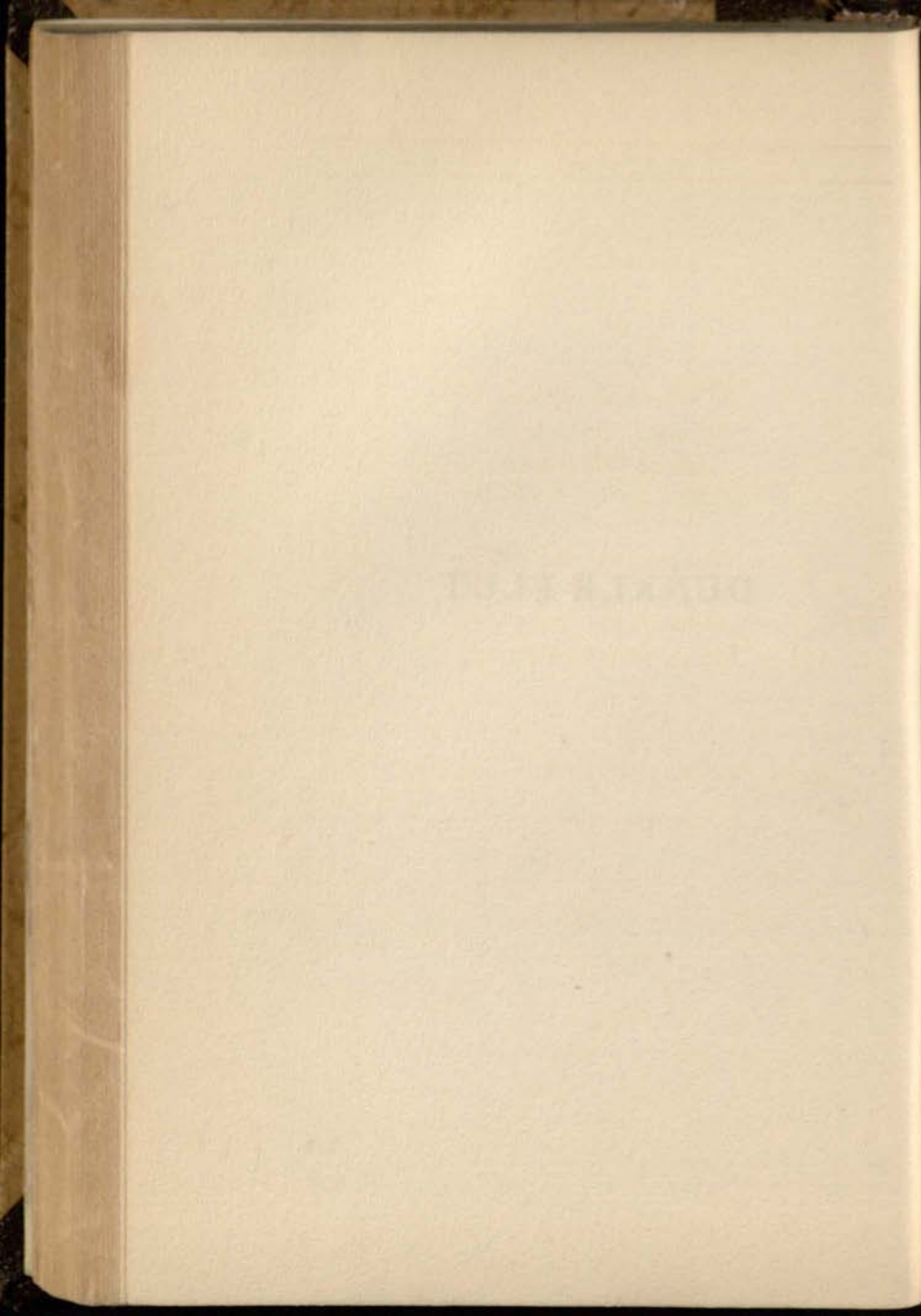
Immer wieder das rastlose Meer und die Seele, die
wie's Meer selber ist. Immer wieder das alte Gefühl,
als wenn mein Wesen versänke, als wenn ich selbst ver-
sänke mit allem, was mir gehört, so eine Armut packt
mich und ein Schmerz. Das Unendliche bricht über seine
Ufer, in denen es geschlafen, und bedeckt mich, wie ein
Grab, und sein Rauschen erfüllt mich unaufhörlich, daß
ich mich nicht mehr höre. — O Meer! — O unendliches
Immerwieder! — O unermessenes Ungeheuer, in dem ich
bin wie ein flatternd buntes Gras, das an den Strand
geworfen im Sande liegt und dorrt. Dich muß man füh-
len und deine Wogen hören, dann erst versteht man die
Welt — die kleine Welt, die sich immer neu dünkt, und
doch nur atmend auf und ab rollt, wie das Meer! Denn
auch die Menschenwelt ist ein ewiges Immerwieder, ein
unermessenes Ungeheuer, das atmend auf und ab rollt.
Und du merkst nicht, daß auch du nur eine Welle bist,
von Sonne vergoldet, in die ein Rosentang seine bunten
Fäden wob, auf kurzes Glück. — Wieder am Meer! Das

Unendliche bricht ein in mich und überflutet mich, daß ich nichts höre als nur ein verzweifelter „Immerwieder!“, daß ich, ein Einzelner und Eigener, ganz vergessen bin. Wie zerrissen und verweht — mein Wesen wie untergesunken und vergessen! Und nur noch das rastlose Meer und das Rauschen und Wogen und die hingeworfene, zerrissene Seele von Ewigkeit zu Ewigkeit.

*



DUNKLE FLUT



Goldenbleiche Sonne
Glüht am Meeresfaum
Knorrige Silberweiden
Zittern wie im Traum —

Rauschen auf und toben
Ratlos hin und her —
Goldenbleiche Sonne
Stirbt im wilden Meer.

*

MITTNACHTSCHEIN

Düster glühe Meerflut
In der Sommernacht.
Mitternächtiges Strahlen
Flammt und flutet sacht,

Flammt aus nächtigem Raume,
Zittert wunderrein,
Bogt und funkelt schäumend
In mein Leid hinein.

Sieh! — im lichten Dämmer,
Wo ein Nebel flieht,
Schimmert's wie ein Blühen,
Klagt's wie dunkles Lied!

Schwarze, lose Locken
Weicher Hauch verweht,
Weite Augen weinen,
Junges Herz vergeht —

Richtiges Frauenbildnis
Wandelt still daher
Über gelbe Rosen,
Übers weite Meer!

Starre dürstend seawärts,
Wo der Nebel flieht,
Fern aus Flimmerwellen
Klingt das Klagelied —

Aus dem Dämmerkreise,
Aus dem Dusterlicht
Klagt ein Frauenbildnis,
Quält ein Traumgesicht,

Schwebt und schimmert wehend
Übers Flutgeschmeid,
Tönet ewiges Rätsel,
Tönt wie dunkles Leid —

Starre dürstend seewärts
In den Mittnachtschein,
Sinke immer tiefer
In die Klage ein,

Recke meine Arme — —
Klagelied ertrank
In den schwarzen Wassern,
Glüher Schein versank.

Finstern lag die Erde,
Stumm und menschenleer.
Nur die toten Wellen
Rollten drüber her.

*

Wasser schäumen ums schießende Boot,
Im Gleichtakt streck ich die Ruder ins Licht,
Über Gebirgen die Sonne loht —
Abendfluten im Feuerschein,
Fallen vom Ruder Perlen hinein.

Und meine Seele träumt in Ruh,
Ländelt und kost mit dem sprühenden Licht.
Im Gleichtakt plätschern die Ruder dazu —
Abendfluten im Feuerschein,
Fallen silberne Perlen hinein.

*

Strahlenschöne Feuersonne,
Springst du endlich aus den Wolken!
Wetterschwarz schwamm Dorf und Hain.
Nun erglüht in goldner Wonne
Rings dein warmer Abendschein —
Und in Seelen fließt dein Licht,
Strahlenschöne Feuersonne.

*

Ein schwarzes Schiff
Kreuzt still vorbei,
Am Mast ein Licht,
In dunkler Nacht.
Am mitternächtigen
Himmelsaum
Ist bleiches Strahlen
Aufgewacht.
Und Stern um Stern
Zu Häupten blinkt.
Es ist so stumm
Um mich — und hehr.
Die Klippen schwarz,
Und bleich das Meer.
Vom dunklen Felsen
Blick ich aus —
Weit in die See,
Weit in die Nacht,
Die stille Welt
Mein eigen Haus,
Von Sternen
Hoch bedacht.

*

DU KLEINES LICHT

Gott grüß in die Nachtsee!
Du kleines Licht!
Du meine Seele!

In erdweiten Dämmern
über Meermuschelglang
wiegt dich die Woge
durch gischtenden Tanz —
einsam erschauernd —
von Welt zu Welt.

D gleite schimmernd,
du kleines Licht!
Du meine Seele!

*

DUNKLE ROSE

Grau wogt der See.
Es hämmert ein Zimmerer ferne im Dorfe.
Und der Junivind braust,
und die Wolken düstern —
und im Gemüte düstert es auch.

Denn ich ersehne dich,
dunkle Rose!
Liebe, mit deinem ebenholzschwarzen,
niederrieselnden, weichen Fluthaar,
mit dem Auge, wie finstre Saphire,
mit den süßen, sehnsuchtgeweihten,
mit den jungen, heißen, heiligen Zügen!

Ach, deine Klagen verwehten längst!
Stumm ist es über den Wellen geworden.
Hingestorben die Rätseltöne,
die wie wallende Flammen düster,
die mit den stürmenden Wolken zogen
und mit dem Habicht in jagenden Lüften.

Nach dir frag ich die brausenden Wipfel;
nach dir streck ich vergebens die Arme;
nach dir ruf ich umsonst in die Wasser,
und die Windsbraut verweht deinen Namen;
nach dir härmt sich umsonst meine Seele,
sehnsuchtgeweihte, dunkle Rose.

*

DAS SCHWARZE SEGEL

Ein einsam schwarzes Segel ruht
und schaukelt über Funkelslut
im Feuerglanz ...
die stummen Felsenklippen glühn,
und mitternächtige Wolken blühn
im Feuerglanz ...

Ich blicke in den Flutenschein
und möchte gerne Fischer sein
auf Meeresgrund ...
wie jener finstre Schatten dort
im Netze hebt vom Grunde fort
viel Schätze bunt ...

Mich dünkt, ein Fisch im Netze ich bin;
wie Sterben geht's mir durch den Sinn
in weiter See ...
Und feuerlichtes Meergeschmeid
verhaucht zu bleichem Totenkleid
die weite See.

*

Wir schritten in dunklen Klippen fort,
und sprachen von Mitleid ein nagendes Wort —
und sahen hinaus auf die schimmernde See —:
Vorüber Mitleid und Menschenweh —.
Die See so unermessen weit,
so funkelndes Kleid der Ewigkeit —
und Mensch und Mitleid — ein flüchtiges Wort!
Es kamen die Bogen und tauschten es fort.

*

SEEGESANG

Tief in Klippen, am tobenden Meere,
Sassen wir einsam und starrten hinaus.
Atemlos lauschten wir. Jubelnde Chöre
Klangen aus wallenden Fluten heraus.

Klingen und Jauchzen bäumte in Rissen.
Bogenberge stürzten heran.
Wehende Flügel aufrauschten, sich weitend,
Rieselndes Schaumkleid in Blöcken zerrann.

Tief im Klippengrunde verborgen —
Wildrosen hingen und Ulmbusch am Stein —
Hatten wir Heimat und Freude vergessen,
Starrten nur stumm in die Fluten hinein.

Und die ewigen Fluten kamen,
Stäubten — und jauchzten in kühnem Herzfliehn,
Hoben in Lüfte Flügel der Sehnsucht,
Jauchzten und starben mit wildem Zersprühn.

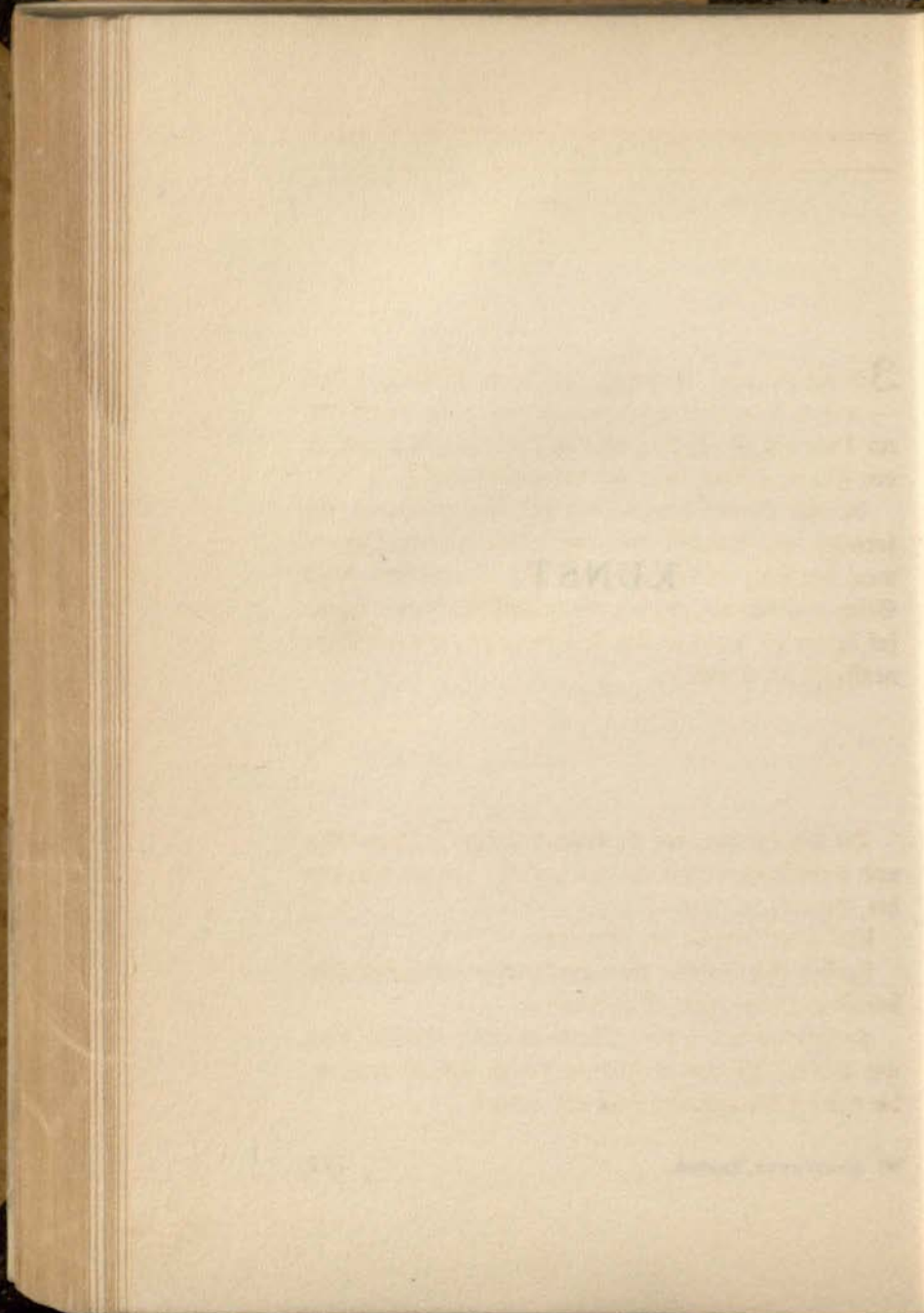
Hoch im wehenden Himmel zogen
Möwenvögel mit reglosem Flug,
Eilten hin übers Meergetöse,
Fern entschwebend in stummem Zug —

Und in einsamer Klippe verborgen
Lauschten wir ewigem Seegesang:
Kamen Liebe und Leben und Glaube
Nur noch wie fremder, verlorener Klang.

*

THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON
FROM THE FIRST SETTLEMENT
TO THE PRESENT TIME
IN TWO VOLUMES
BY NATHANIEL BENTLEY
OF THE BARRISTER AT LAW
IN GREAT BRITAIN
AND OF THE CHURCH OF ENGLAND
IN THE UNITED STATES OF AMERICA
LONDON: PRINTED BY J. JOHNSON, ST. PAUL'S CHURCH-YARD, 1765.
NEW-YORK: PRINTED BY J. JOHNSON, 1793.

KUNST



Ich fahnde nach Gefühlen. Ich suche köstliche, seltene — und so klare und greifbare, wie eine Rose, eine Perle, ein Diamant, Felszacken im Licht, oder ein Abgrund, in den Fluten stürzen, oder ein mächtiger Mensch.

Gefühle können dumpf sein, und so unbestimmt und formlos, wie Stücken Erde und Stein, und verschwommen, wie Salz im Wasser. Oder auch so durch und durch Gesetz und Gestalt, wie ein reiner Kristall. Jedes Schicksal bricht sich darin so klar und funkelnd, wie der Sonnenstrahl im Edelstein.

*

Die Alltäglichen, die Praktischen halten gefühlsmäßig und verschwommen für ein und dasselbe und meinen, nur der Gedanke sei klar.

Ein echter Irrtum der Nothdurft.

Freilich sind Gefühle keine Henkeltöpfe und haben nicht bequeme Halten zum Weitergeben.

Perlmutter haben viele Muscheln. Aber Gefühle sind wie Perlen: die nur in seltenen Wesen Gestalt werden, die nur der Goldschmied faßt und ordnet.

Also, nur wer Künstler ist, kann sie reifen und fassen;
nur wer die seltene Muschel im Meer ist, sie ründen.

In dem Alltäglichen ist alles Gefühl verschwommen,
und er muß das Geschmeide kaufen.

*

Mancher moderne Tor hält „Mystiker“ sein für ein
Verbrechen des Künstlers. Wann und wo waren je große
Künstler anderes? Wann und wo hatten sie ihr Haus
anders, als an das dunkle, reiche, wogende Meer der
großen Ahnungen und Erkennungen und Gesichte auf-
gebaut? Allein aus diesem Meere konnten sie den Schatz
gewinnen.

Sie tauchten in jene Flut das eigene, einzelne, ver-
gängliche Leben und erhoben es daraus als dauernde Ge-
stalt und als unvergängliches Gleichnis.

*

K U N S T

Ein paar Worte! ein paar Linien! — und Menschen
und Kämpfe, quälende Leidenschaften und erlösende
Ideen wachsen empor wie leibhaftige Dinge.

*

WIRKLICHKEIT

Hundertmal wird in der Welt vergessen, daß der Standpunkt der Handgreiflichkeit nur einer unter vielen ist, und was man mit Händen fassen kann, nicht wirklich ist, als was man aus der Vogelschau mit Augen sieht. Freilich haben sich dabei die Horizonte erweitert — und das Wirkliche hier und dort ist verschieden. — Zwar wird immer die Wirkung der handgreiflich sinnlichen Wirklichkeit als der Kunst technisches Endziel vorschweben: das Kunstwerk will vors Auge treten, wie eine vor-gehaltene Hand, die keinen andern Ausblick mehr gestattet. — Aber das, was letzten Endes im Innersten wirklich werden will in der Kunst, wird doch immer der weite Horizont aus Vogelschau, die offenbarte Seele, der innerste Zusammenhang sein.

*

URTHEIL

Das Urtheil des Weisen und des Toren ist gleich bedeutungslos für die Wirkung des wahren Kunstwerkes wie für seinen Schöpfer. Ein Werk mißachtet, liebt oder haßt man, wie einen Menschen aus Blut und Art, wenn man ein Mensch aus Blut und Art ist, nicht ein lächerlicher Bildungs- und Verstandesknecht. Freilich verschanzten sich in der Welt der Nothdurft und des höflichen Scheins die unhöflichen, natürlichen und gesunden Gefühle der Mißachtung, der Liebe oder des Hasses hinter

den blutz-, augen-, ohren- und herzlosen, höchst unpersönlichen Urtheilen. Und manche betrogenen Betrüger wissen es nicht einmal, daß sie sich nur feige in den billigen Mantel der Allgemeinheit hüllen, um ihre eigene persönliche Blöße zu decken.

*

S T O F F

Der Stoff des Kunstwerks ist nur der Körper, daß der notdürftige, eingeschränkte Mensch an die unwägbarren Sonnenwerte anbeiße und sich so den Weg zum Unbegreiflichen vorwärts ziehen lasse. Es ist das Behikel, in dem, wie auch in allem Fleisch, das Unfaßbare einherfährt. Leider sehen die meisten die bekannte Kutsche und merken nicht, daß der Sonnenprinz darin sitzt.

*

M A H N U N G

Geist im Sinnlichen verraten — und nie verraten, wenn sich der Geist vom Sinnlichen getrennt hatte!

*

STIL

Auch was man als Geistwesen „Stil“ nennt, kann man in der Welt der Dinge zurückführen auf sein wirkliches, sinnliches Ereignis — und wenn man sagt: „der Stil ist der Mensch“, so ist man bei seiner ursprünglichsten Wirklichkeit angelangt und damit bei der lebendigen Quelle aller Geistwesen.

*

FREIHEIT

Jeder Künstler hat im Beginn einen Meister. Mancher — wohl ihm! — hat die Natur zum Meister.

Ein jeder muß sich von seinem Meister befreien, um zu sich selber zu kommen!

Der muß Kraft haben, der die Natur zum höheren Eigentum seiner selbst überwindet. Das allein taten alle Großen.

*

PHANTASIE UND EINBILDUNGSKRAFT

Utopien und Phantasien sind andere Dinge, als Offenbarungen einer wahren Einbildungskraft. Auch ein Weltbild kann man sich träumen. Es gibt viele köstliche Träume, die man mit Glück erzählen hört. Aber man muß doch zwischen Traum und Traum unterscheiden.

Man darf nicht jede Dichtung erniedrigen und von ihr sagen, sie sei Utopie und Phantasie. Lebendige Dichtung ist immer die Offenbarung einer wahrhaftigen Einbildungskraft. In diesem Sinne ist sie Frucht desselben Dranges, der auch die höhere Ordnung der Welt offenbar macht. Phantasien und Utopien höre ich zu, sie können mich entzücken und bewegen oder nicht. Der Wahrheit, wo immer ich ihr begegne, bin ich rückhaltlos verfallen, ihr Sklave bin ich, sie kann mich zwingen — sei es durch ein Lichtwort der Erkenntnis, durch Kraft und Tiefe eines menschlichen Bildes; sei es durch Melodie oder Gestalt gewordene Macht eines persönlichen oder menschheitlichen Schicksals. Nur Schwärmer sehen zwischen jenem Willensspiel und diesem Lebenszwange keinen Unterschied.

*

Künstler, ahmt dem Fruchtbaum nach! Eure Werke seien rund, wie die Drangen, ihre Oberfläche bunt und duftend, ihr Geschmack süß, und — im Innersten die Kerne! — Der Genußpöbel speit sie aus und wirft sie auf die Straße. Aber der Eingeweihte weiß, daß sie allein das ewige Leben bergen.

*

Aller Glanz liegt in dem Sinnlich-faßbaren draußen. Und an jeder Zufälligkeit muß man es anpacken, um das tiefe Gefühl darin zu entschleiern.

*

Man darf nicht zu früh vornehm werden. Vornehm heißt, in der Sicherheit und Würde des Besitzenden sich fühlen — auch im Werk. Wer vorwärts einblicken und neu gestalten will, muß noch immer achtlos zupacken unter Menschen und Dingen.

*

AN EINEN SCHULMEISTER

Schweben willst du uns lehren,
Meister? Lache der Zwänge!
Rhythmus ist immer Geschenk,
wenn er in Freiheit sich hüllt.

Frei, wen das Leben geliebt,
hinschwebt in der Ordnungen Anmut:
aber in Zwang und Gesetz
klorret der Sklave dahin.

*

DER SELIGE

Was geht den Seligen die Not an?
Nur Schönheit und Licht deucht die Erde,
die von Gehegten erfüllten
Straßen scheinen ein Fest!

So ist immer die Schönheit
ein seliger Blick im Gedränge:
um uns im Raume fort
drängt es und arbeitet hart.

*

D Heimat! himmlisch frische und stille! Meine Linden
lispeln und rauschen am dunstigen Sommertage, und
Millionen Hummeln summen mir ihren Erntesang in
mein wohliges Träumen vom Baume nieder. Hier ist
gut sein. —

Es ist lange her, da konnte ich mich gar nicht von den
Alpen trennen, als Zürich jahrelang mein Bohnort ge-
wesen. Es zerriß mich ganz, als wir Abschied nahmen.
Ich dachte: so eine Heimat! Nun sind mir die schlesischen
Berge erst ganz Heimat geworden. Der Künstler muß
sich seine Heimat „erwirken“. Allein die Wiese, aus deren
Blumen die Biene Honig macht, ist ihre Heimatwiese,
ob da gerade Prunkblumen blühen oder kleine, unschein-
bare Erdenkinder. Auf den Honig kommt's an. Wer ihn
schmeckt, weiß dann, daß in solcher Heimat Süße war.

Dauerndes quillt nur aus Erde.
Du kannst den Duft nicht gewinnen,
wenn du die Blume nicht pflegst,
welche das Rätsel gebär.

*

DETLEV VON LILIENCRON

Wer liebt nicht Liliencron?

Er tritt ins Blut, wie ein junger Wein.

Er tritt ins Haus und ins Herz wie ein lachender
Mann voll mannhafter, schalkhafter, erquickender Ge-
sichte.

Er eröffnet eine ganze Heimat, Schicksal und Scholle.

Wo er verstummte, ist es auch, als ob stärkende, freie Freude und Kraft gegen Philister und Mucker je und je — aus echtem Freundesmunde noch im Ohre klänge.

Seine Farbe ist rein und durchsichtig — und leuchtend, wie eine Landschaft nach Gewittern.

Man hält, was er mit sicherem Herzschlag lebte und dichtete, wie einen Strauß Schönheit aus Lebenslust, Güte und Mannestum in Händen.

*

DRAMA

Das ernste Drama ist ein System, den Menschen zu führen, daß er, bis zu unverbrüchlichen Wesenstaten fortschreitend, sein Innerstes austue und damit den tiefsten Sinn und die letzten Kräfte des Menschenwesens überhaupt offenbare.

*

Menschen verzeihen, wenn sie Schicksale erkennen. Aber nur weil die Dinge nicht verzeihen, die die Schicksale zwingen. So muß auch die Kunst die Schicksale zwingen. Aber im Erkennen den Hauch der Liebe darüber breiten.

*

Es sind immer Laten, die uns hinreißen, nicht Worte. Oder Worte nur, wenn sie Laten spiegeln. Das ist aller Sinn der dramatischen Wirkung.

*

CHARAKTER

Die Antike suchte und fand die in Licht und Schönheit freie und harmonisch betätigte Menschlichkeit. Charakteristik im Sinne der Renaissance ist etwas anderes. Charaktere sind Kampfgrößen. Charakterzeichen Kampfzeichen. Preis des Kampfes allezeit Macht und Freiheit der Person. Herkommen, Staat, Gesellschaft sind die Ungeheuer, gegen die der neue Mensch auszieht.

*

SCHILLER

Schillers Werk und Kunst ist kein spielendes Tun, wie Brunnen, die mit springenden Wassern im Lichte spielen. Das ist Goethes Kunst.

Schillers Gestalten sind nicht rein für sich schön geartete Wesen, wie knospende Bäume und frische Blumen. Schiller war leidenschaftlich menschlich-sittlichen Zwecken ergeben. Sein Werk ist heiß und ernst. Seine Gestalten sind „erhaben wollende“ Gesellschaftswesen.

Wir von heute sind Soziale — oder Einsiedler. Wir hängen an den Kleinlichen oder gewichtigen Geschäften der

Notdurft der Gesellschaft, Wirtschaftser, die ums tägliche Brot für die Massen sorgen oder — wir sind froh, den Nächsten ganz vergessen zu können. Aber beiden, den Sozialen wie den Einsiedlern, fehlt Richtung und Höhe einer weltgeschichtlichen Illusion, die Schillers Wesen ganz durchleuchtete.

Kann man solche fortreißende Schau von außen bringen, wenn sie nicht ureigene Wärme im Blute aufsteigt? Die Antwort darauf geben die geschichtlichen Dramen unsrer Zeit.

Schiller war ein weltgeschichtlich echt Begeisterter.

Sein Vermächtnis ist kein Evangelium für den Schaffenden, der für sich und zu eigener Erhöhung gebiert. Aber es ist noch immer die reichste Dichterbotschaft an die menschheitlich-sittliche Volksgemeinschaft.

*

DIE IDEE

Das heimlich Eine, was mich trägt und hält, nichts anderes ist die Idee meiner selbst, nie sonst zu fassen, als in diesem mannigfach bewegten, einen, sich in Fleisch und Blut darstellenden Leben, als in dieser einen wirklich daseienden Fülle. So ist auch das heimlich Eine, die Idee eines Kunstwerks, heimlich eins geworden wie aus dem Schöpfer der Mensch so aus dem Künstler der Traum, und nicht anders wirklich, als in der Fülle Leben, die im Kunstwerk flutet.

Der Denker kann sich darüber Gedanken machen. Der

schauende Mensch wird die Idee hören, wie der Memnonsäule Ton, wie des Werkes heimlich eigene Weise, sie ahnen, wie den Duft über dem Weinkelch. Wer diese Heimlichkeit wieder tönen, den Duft neu schweben macht aus eigenen Mitteln, ist nicht mehr der Kritiker, ist der aus eigenen Gnaden begeisterte Künstler.

*

INTIM

Intim heißt nur: um jeden Preis die Brunnen seiner eigensten, heißen Lebensgefühle in tausenderlei Menschengestalten und Lebensdeutungen schöpfen — heißt: ganz nur lebendiges Selbst sein auch im gegenständlichen Leben — heißt: das Objekt rein nur darstellen aus tiefstem Lebensdrange, rein nur darstellen, um sich selber aus allen Tiefen und in allem Wandel, sich selbst, seine ganze eigene, weite Welt und sein ganzes, eigenes, innigsteres Leben herauszuschöpfen und hinauszugeben in Gestalt und Wirklichkeit.

*

Zu nahestehende, zu intime Stoffe seiner Zeit muß der moderne Künstler monumentalisieren lernen, wenn er sie zum ewigen Gleichnis und damit zum dauernden Besitz der Kultur erheben will. Ferne, dem Gefühl bereits entschwundene, monumentale Stoffe dagegen muß

er warm individualisieren, um sie seiner Zeit neu in Gefühl und Blut zu bringen.

*

Der an der Zeit Kranke, der Halbgebrochene, schafft das Zeitgemäße, wie der Hypochonder die zeitgemäßen Kuren. Der Starke schafft das Zukünftige.

*

Der wahrhaft Schaffende schafft sich persönliche Distanz gegen die herkömmlichen, durchschnittlichen und unpersönlichen Menschenmaße.

Und Ruhm gewinnen heißt das Recht der persönlichen Distanz vor allem Volke gewinnen. Das ist die leistungsgewährleistung der vollen, geistigen Person.

*

DU SELBST

Deine Kunst ist deine Feier.

Und deine Feier mußt du leben überall und mit dir tragen unter allen.

Es ist immer Gefahr, wenn du „gemein“ wirst und wie jeder.

Deine Feier will gehegt sein hinter dichten Hecken, und wenn du in Wildnissen Blüten brichst und Früchte sam-

meißt, mit harten Gittern und Stacheln gegen allerlei Gethier.

Und du bist es selbst: Deiner Feier Hecke oder Harnisch, oder deiner Feier priesterlicher Hüter, wenn du nicht Busch und Baum, noch Fels, noch Eisenmann, wenn du nur Geistmann bist, zu schwach, als nur zu Zauberspruch, Talar und Weihen.

So verstehe den dunkel drapierten Stephan George, der um die neuen Wunder seiner Verse sich mystisch weihte. So auch den harten, grauen Fels Schopenhauer, der um die dunklen Nachtblumen seiner „Weisheit vom Leide“ ewig hervordräuen mußte gegen alles gemeine Leben um und um.

Du kannst nicht an den Tafeln der Konvention zufrieden sitzen und lachen, in den Salons der üppigen Schwelger eitel deine Feier hinauspreizen, ohne daß nicht die einsamen Gärten und seligen Wildnisse veröden und ihrer Blumen und Früchte Seelen verhauchen.

Du selbst — ein streng ummauernd Leib und Leben.
Deine Feier ein hoch ummauert stilles Heiligtum.
Deine Kunst ist deine Feier.

*

Je selbstvergessener du ein Wesen oder Ding künstlerisch ergreiffst und immer inniger ergreiffst, um endlich auszudrücken, wie du es fühlst, desto reiner stellst du dich selber dar. Nie kann in der Menschenseele Natur bloß Natur bleiben, es handelt sich immer um eine wahre Vermählung. Je reiner Wesen und Dinge aus dir strahlen,

desto mächtiger tragen sie den Stempel deines Geistes und Wesens — unwissentlich und unwillentlich. Erfüllt deine Seele nur ganz die letzte Hingabe an deine Vision, dann strahlt auch dein Werk erst rein und voll die Kraft und Eigenart deiner Person.

Es ist wie in der Liebe. Du bekommst nur dort den reinsten Glanz deines Ichs zurück, wo du dein Ich am leidenschaftlichsten verlierst.

*

Dichter, du schweige, daß deine Gestalten aus sich zu Worte kommen!

*

Ragende im Kunstreich, Gipfel über Zeiten sind die, die große Gestalten in den Raum und vors Menschheitsauge stellten, sichere Menschenmaße zum Anschauen und zum Aufschauen für die Menge hinschrieben in die Lüfte. Niemals die nur zärtliche, zerrissene und weiche Schwärmereien und Träume wie umnebelnden Weihrauch hinhauchten. Gestalt ist das Wesen der großen Kunst: sei es die volle, reiche Gestalt einer Fünften oder Neunten Symphonie, sei es Lionardos „Heilige Anna selbst“ oder Rembrandts „Mann im Helm“.

Der Ragende trachtet nicht, Schwärmern nur selige Augen zu machen. Er weitet die Augen der Gewöhnlichen. Er macht ihren Blick ins Hohe, ins Machtvoll-sinngebende

gerichtet. Er führt des Alltäglichen Schau und Verlangen einen Augenblick erschütterlich ins Reich des Ragenden empor.

*

G E S T A L T

Nicht der leibhaftige Christus, als Gestalt lebt er. Das ist das Mysterium der göttlichen Person.

Das Wesen der Gestalt ist, sich aus der irdischen Leibhaftigkeit durchsetzen durch Zeit und Raum in Millionen Seelen. Als ihr Teil, ihr Grund und ihre Schau in ihnen lebendig werden und so lebendig im Geist fortwachsen wie ein reiches Geäst, durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende.

Gestalt kann werden: die ganze weite, sittliche Person in ihrer ergrabenen Gottgeborenheit, wie in Christus.

Oder andere Erstrahlungen der Person, wie in Lionardo, Rembrandt, Shakespeare, Beethoven, Goethe.

Wer kann einem irdisch Leibhaftigen, wer es auch sei, zu seiner Zeit sagen, daß er um jeden Preis und unter allen harten Zufällen dieser Welt wachsen und wachsen wird, wie ein weiter Baum, aufstrebend durch Jahrhunderte und Jahrtausende?

Gestalt sein ist das Wesen der Unsterblichkeit, ist der Gegenstand des wahren Ruhmes. Gestalt werden die letzte Sehnsucht des Geistes.

*

AN DEN KÜNSTLER

Ganz einzig seien die Dinge!

Ganz nur einmal!

Ganz nur für dich!

Nur ein einziges Mal so schön, so tief, so grausig, so
erhaben.

So, in Lust an dem Einzigen, mußt du sie ergreifen!
So, nur in dieser Lust, gestalten!

Alle Weltlehre sollst du verachten, die die Dinge von
altersher greifen, alles Erkennen als Erinnern und alles
Leben als Wiederkehr auffassen möchte.

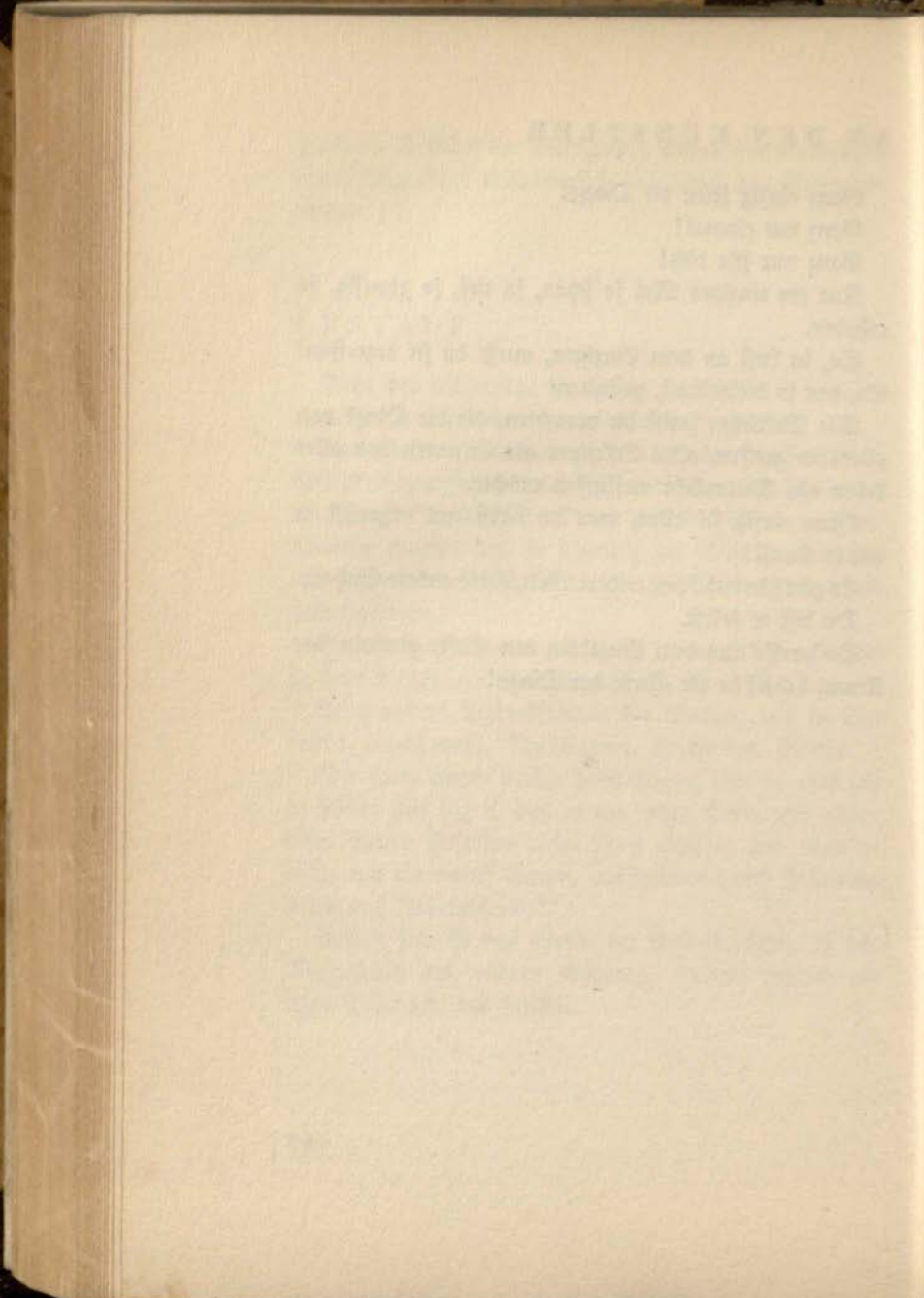
Ganz einzig sei alles, was du liebst und ergreiffst in
deiner Kunst!

Es gibt für dich keine andere Welt, keine andere Einheit.

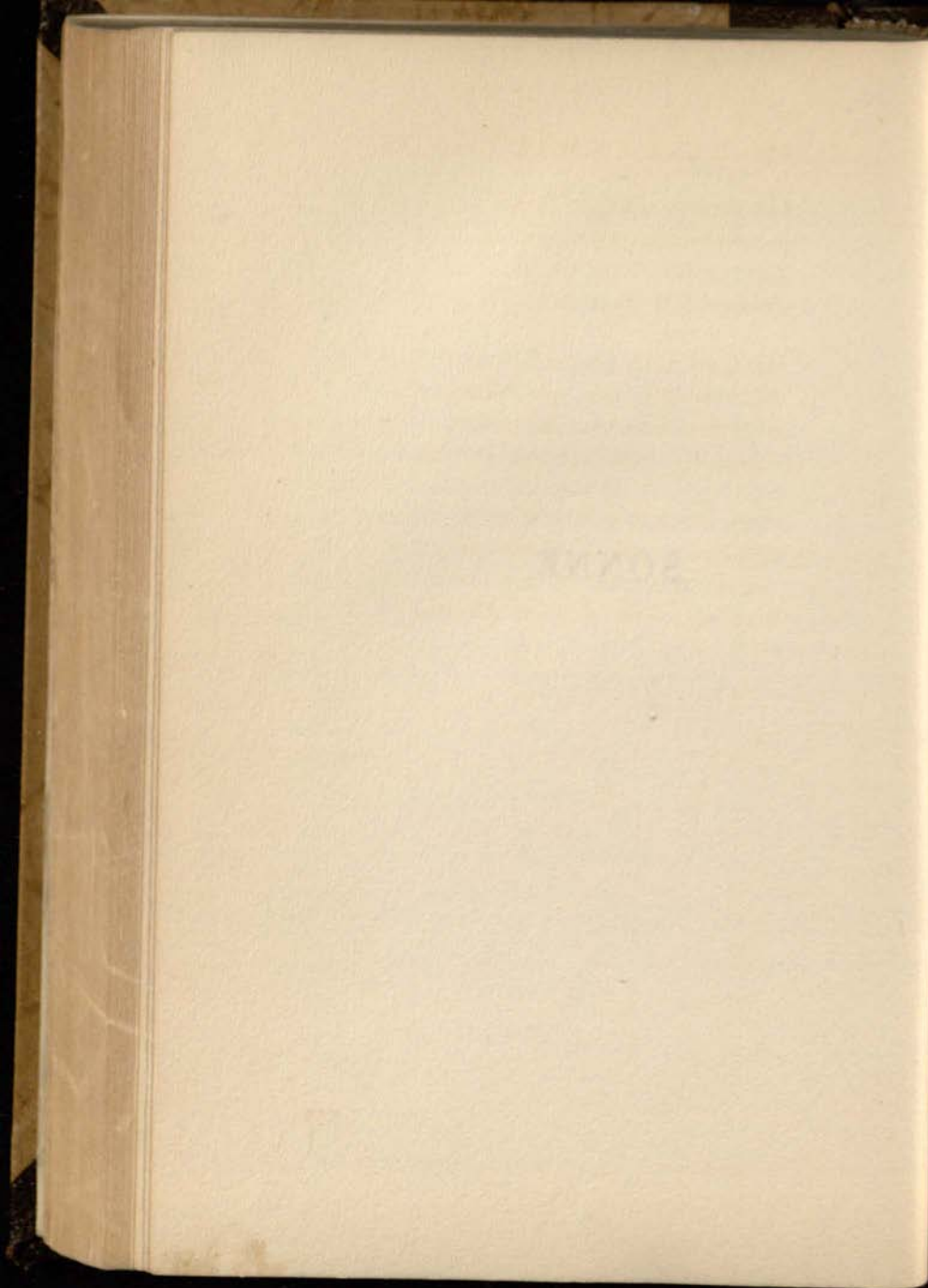
Du bist es selbst.

Du presse aus dem Einzelnen den Saft, gewinne das
Arom, schaffe die Seele der Dinge!

*



SONNE



IM HEIDEKRAUT

Über mir in wolffigen Lüften
Jubeln Lerchen, traumverloren.
Tief im Heidekraute lieg ich,
Fühle mich so erdgeboren.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
Wildentwachsen wär, wie Bäume,
Leicht vom Heidewind geschaukelt,
Erde halb — und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
Aufgeflogen wär mit Schwingen,
Hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb — und halb doch Klingen.

*

Hinterm Kornfeld
Will ich liegen,
Im Eichenschatten,
Wo Krähen fliegen.

Und träumen will ich
Von fernen Sagen,
Von Seelenglühen
In goldnen Tagen,

Und niederbeugen
Die goldnen Ähren,
Und Wipfel rauschen
Und flüstern hören.

Und einsam staunen
Ins Lerchenflingen,
Wenn liebejubilnd
Sie aufwärts dringen —

Und weltfern säumen,
Und einsam lachen,
Und sinnen und träumen
Von sieben Sachen.

*

Eichenäste ragen
Hoch im Abendgold.
Mücken zärtlich necken,
Und die Rosenhecken
Leuchten glühend hold.

Schwarze Kühe weiden
Weit ins Licht hinein.
Abendglocken klingen,
Und von Kindern Singen
Hallt vom fernen Hain.

Und aus allem Strahlen
Über Weid und Moor
Schwebt ein Heimativähnen
Und ein heimlich Sehnen
Klingend mir hervor.

*

SONNE!

Sonne in wehender Sommerluft —
Sonne ums strohene Haus —
Sonne im Ahrenflüsterfeld
weit in die Lande hinaus.

Sonne um dich, du ärmliche Dirn,
mitten auf schlammigem Grund!
Breitest emsig die Scholle hin,
glühest rot und gesund.

Wo die hastende Hummel sucht,
wo es aus Kleeblüten haucht,
oh, du seliger Sommertag,
bin ganz ins Summen getaucht.

Liege in deinem schläfrigen Glanz,
Sonne, einsam am Rain,
sauge aus Himmel und Heide und Moor
deine Glückseligkeit ein.

*

HEIMATSTRASSEN

Denn die weite Nacht
Einsam mich umspinnt,
Und die ewigen Sterne
Hell entglommen sind,
Meine Seele wacht
In dem Sternenschein,
Hüllt in lichter Träumen
Ganz sich ein.

O du Bundernacht,
Wo die Sterne kommen!
Eignes hellstes Licht
Ist entglommen,
Leuchtet dann hinein
In den Sternenschein.
Mag wohl selbst ein heller
Stern dann sein.

Lichter Leben rinnt
Her von Ewigkeit,
Bindet Stern an Stern
Durch die weite Zeit.
Wenn in tiefer Nacht
Ewiger Grund erhellte,
Zieh ich Heimatstraßen
Durch die Sternennwelt.

*

ERNTEN

Sommer ist nun worden.
Weiche Winde wehn.
Lichte Lämmerherden
Hoch im Himmel gehn.

Und die graue Lerche
Hebt sich auf im Lied,
Sommerwarmes Klingen
Durch die Lüfte zieht.

Weite Ahrenfelder
Tranken Sonnenschein
Aus den Aetherlüften
Tief ins Herz sich ein.

Breiten ihre Bogen
Weit hinaus ins Land.
Goldne Ernten reifen
Über dürrem Sand.

Auch in meine Armut
Trank ich Sonnenlicht.
Sommer, du bist kommen,
Goldne Ernten nicht.

Nur im tiefen Grunde
Glüht und blüht ein Traum
Und ein Ahnen schwebet —
Und ich faß es kaum.

*

ABEND AM SEE

Über silbernen Wellen
schwanken Enten im Traum;
schwarze Uferwälder
spiegeln in Sees Saum.

Schillernde Flügelwesen
schwirren hier und dort.
Zart geregte Kreise
zittern im Glanze fort.

Und wie irrende Flammen
golden und geistergleich
ragen blinkende Rosen
überm Wasserreich.

Abendsummende Weise
singt mir im hastigen Blut;
und die leisen Winde
streicheln die zitternde Flut.

*

AM WACHTFEUER

Ein wunderbares Rätselreich — die Nacht!
Im weiten Himmelsgrunde
Sind funkelnde Sterne erwacht.
Und rings auf der finsternen Erde,
In stummer Ruh,
Schlossen tausend Soldaten
Müde Lider zu.
Noch flackert das Feuer der Wacht.
Ein Einsamer grüßt dich,
Schweigende Nacht!

*

NACHT IM MOOR

Über die Heide weht die Nacht ...
einsam schweben Totenlichter ...
ruhlos flattert aufgeschreckt
weiten Dämmerflugs der Kiebitz.

Schwarze Wasser schlafen stumm ...
Aus dem unermessnen Nachtgrund
strahlet lautlos Sternenlicht ...
ferne reglos blinkt ein Meerstreif.

In den Heidegräsern flüstert's,
spiegelt zitternd sich im Moore ...
und die Lüfte fluten weich,
und der Kiebitz klagt und klagt.

*

MONDLICHTZAUBER

Die letzten Sonnengluten sanken längst.
Lichtgolden schwebt der Mond in nächtlich stummer,
geheimnisvoll erglühter Sommerluft. —
Und rätselhafte, bleiche Blumen glühn. —
Und endlos weite Ährenfelder breiten
leis wogend leuchtend goldne Bließe hin. —
Und mit dem Abendwinde schreit ich leis:
die Halme flüstern — und die Nachtviolen,
die zwischen fahlen Gräsern zaubrisch ragen,
die glühend ihre großen, goldnen Kelche
dem Monde aufthun — und der stummen Liebe —
Ein Wunder — schreit ich lauschend durch die Blumen.
Die goldnen Rätselwesen nickten leise,
sie wehen Duft — sie halten mit dem Monde
in hoher Sommernacht geheime Zwiesprach. —
Ich atme kaum. Ich lausche still der Weise,
wie lautlos Mondlichtzauber niedersinken,
daraus die goldnen Nachtviolen trinken —
und stehe stumm, gebannt, im Zauberkreise,
in Mondes heiligem Licht, das Blumen lieben,
am stillen Weg im Feld —: Allhuldiges Wehen
dringt mir ins Herz wie tief geheimer Frieden.

*

HEUMAHN

Blauer Himmel, wie ein helles Auge.
 Wolken, rein wie Seiden, leis entschwebend
 über würzigduftend, üppiger Heumahn.
 Stumm die Lüfte — nur Gesumm von Bienen.
 Und inmitten welcher Silberschwaden
 überm lichten Grün der frischen Stoppel
 da und dort vergessene, blaue Blume.
 Und die Bauerndirne achtlos eilig.
 Welche Gräser fliegen von dem Rechen
 hierhin, dorthin. Weißes Leinentüchel
 fiel von ihrem flächfernen Gelocke
 auf die Schulter, losgelöst vom Windhauch.
 Kurzer blauer Leinenkittel flattert,
 nackte Füße stapfen — rasch zerteilt sie
 mit dem Rechen welche Silberschwaden,
 breitet emsig ihrer sonnigen Heimat
 silbrig grüne, stille, kleine Ernten.
 Erntewagen mit zwei bunten Röhren
 rollt im Staube her vom nahen Dorfweg
 zu dem stummen Frieden froher Heumahn.
 Und im Staube dort der graue Bettler
 wandert flüchtig in die Abendferne,
 hastet, windgefügter Fremdling, ziellos,
 bis er irgendwo am letzten Waldsaum
 einsam, müde, menschenferne Rast hält ...
 eh die Nacht kommt, die noch jeden still macht.

*

O WELT, DU WUNDER!

Die Welt ist schön, wenn der Glieder blüht,
wenn die Jungbuche leuchtet und lacht,
wenn im hohen Grase die Kleeblume glüht,
wenn die Grasmücke singt, und die Welle rauscht,
und die Liebe heimlich erwacht.

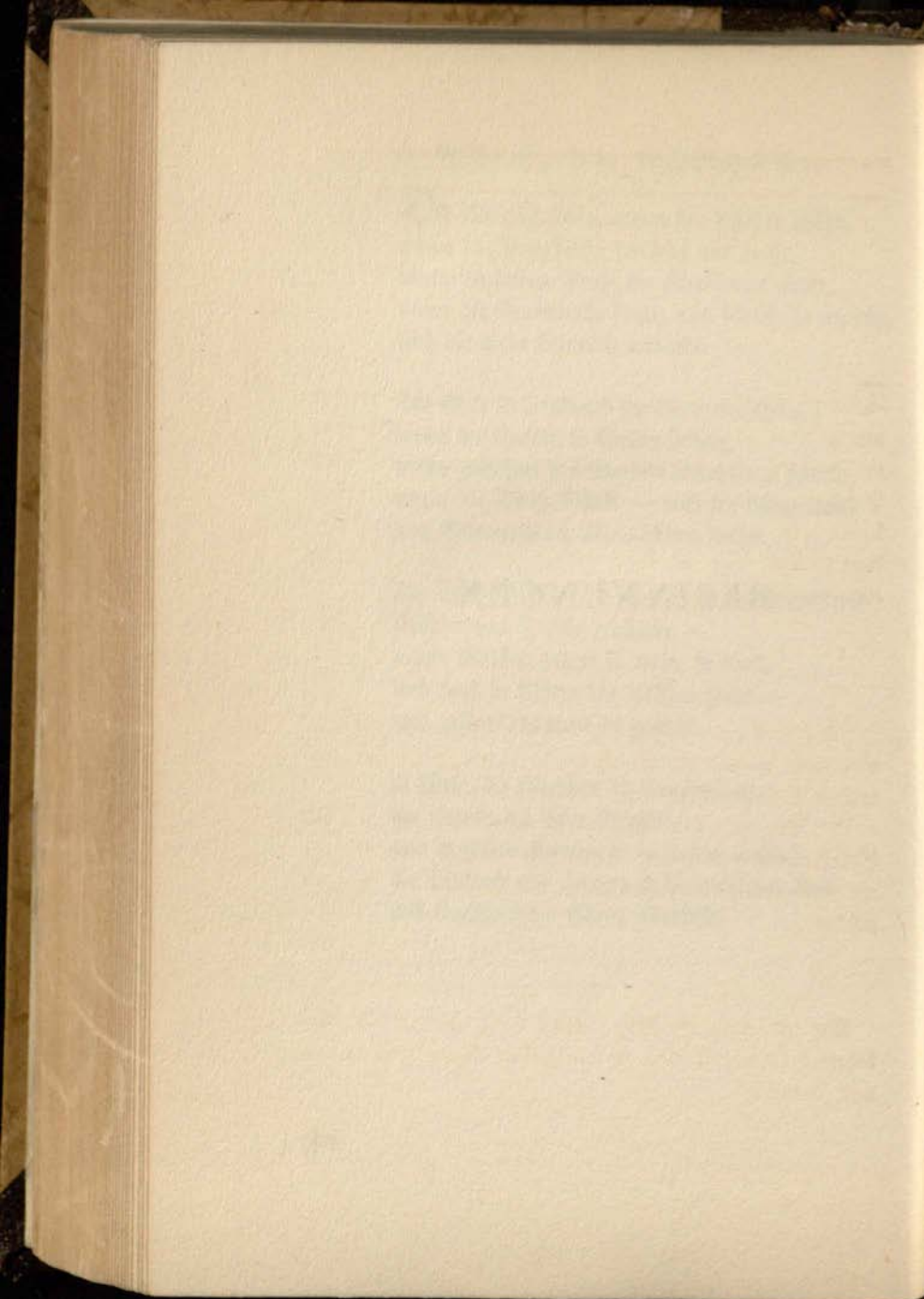
Die Welt so strahlend im Sommerschein,
wenn die Ernten in Golde stehen,
wenn zwischen den Garben Säuglinge schrein,
wenn die Sense blinkt — und im Ringeltanz
aus Schwarzhaar Mohnblüten wehn.

Die Welt ist schön, wenn im Herbststurmsreit
Blätter und Frucht zerfliehet —
wenn Wolken jagen so weit, so weit,
und hoch in Lüften die Krähen ziehn —
und gestorben, was du geliebt.

O Welt, du Wunder im Florentanz,
der stumm die Erde einhüllt,
und in stillen Kammern in tiefem Schlaf
die Blumen und Herzen in himmlischer Ruh
mit leuchtendem Glanz überfüllt.

*

BESINNUNGEN



Der ist Meister des Lebens, den jedes Erleben reicher macht. Nur der Stümper kann dadurch verarmen. Nur der hat sein Leben gelebt, der durch Seelen, wie über Gebirge und in Sternenträume hinein sich Heimatstraßen baute, um von Grausen zu Herrlichkeiten zu schreiten. Nur in ihm wird die Welt zur Einheit — und er darin ein unverlierbar mächtiges Ereignis.

*

Ich sehe Arme und Reiche, solche mit bloßen Träumen und ewiger Enttäuschung — und solche mit der reichen Welt im Blute als Traum und Triumph.

Die Brunnen der Zärtlichkeit zum Leben werden im Starken aus der uralten Erdentiefe gespeist, und können nie versiegen, es versiegten denn die Quellen der Persönlichkeit.

*

Wie soll man ein Fest feiern? Soll man in sich einfahren? Oder soll man in der Schar singen und tanzen und jauchzen?

Ein Fest ist immer ein Trinken an der Quelle der Person.

Aber wann wäre die Zeit da, wo ein jeder eintreten könnte und trinken an seinem eigenen Brunnen? Wo nicht mehr Reiche und Arme wären? Wo nicht mehr die Ungeschmückten und Sklaven der Freudenspenden des Geistes und der Fülle harren?

*

Es gibt Menschen, die nur wollen, was klar ist und was sie können, und die sich damit zufrieden geben.

Und wieder Menschen, die wollen, was noch unklar ist, daß sie es für sich und damit für andere zur Klarheit erheben — und die sich nicht eher zufrieden geben. Sie wollen, was sie noch nicht können.

Es sind Leute, die oft genug über dem, was sie ahnen, zerbrechen.

*

AN EINEN POLEMIKER

Der Mensch ist mehr wie die Meinung.

Das ist ein heimliches Gesetz, das wir achten müssen.

Man darf eine Meinung entkräften, aber man darf einen Menschen nicht entwerten um der Meinung willen.

Der Mensch, eine lebendige Person, eine Flamme und ein Brunnen.

Der Weise speit nicht in die Flamme und besudelt nicht den Brunnen.

Es ist eine Sünde wider den heiligen Geist: die Quelle der Persönlichkeit trüben.

Der Mensch stehe vor uns, nicht ein Dogma auf einem Papierfetzen: der Mensch mit Irrtümern, der mehr will, als nur irren, der mehr kann, als nur irren.

*

Jeder Mensch wandelt in einer eigenen Atmosphäre von Selbstgefühl und Dünkel; je dichter, je mehr sie ihm die wahre Welt verbirgt. Nur wer durchsichtig wandelt, das heißt, wer sich die Welt ganz nahe bringt um der Wahrheit willen, dem ist die Welt und er der Welt ein wahres Wesen.

*

VERRÄTERIN HAND

Hab es nur einmal gefühlt,
dein feines zerbrechliches Händchen:
ob du gleich Dämon dich dünkst,
nun weiß ich mehr, als du selbst!

*

Wirf dich nur weg!
Du wirst dich wiederfinden.
Du kannst in dir
dein Wesen nie ergründen.
Nur in den Taten,
die dein Licht erstrahlen,
kannst du vor dir
mit eigenem Lichte prahlen.
Es schließt sich mancher Thor
in eigene Zelle,
in Dunkel eingesenkt
bei Tageshelle.

*

Es ist ein schreckliches Gesetz, daß einem jeden „Seele“
fein oder grob nach dem Mäßlein seiner eigenen Hirn-
schale zugewogen ist — einz für allemal.

*

Unzählige Geister sprechen aus dir, ein jeder in eigenen
Trieben und Lauten. Aber einer, der sie alle gebändigt
hält: dieser eine? — bist nicht du, der du bist — du,
der du sein möchtest.

*

ELTERN

Zweie, die vielleicht gegeneinander waren aus Blut
und Leben, und unvereinbar in ihren Drängen, sind im
Kinde eingeschlossen: Vater und Mutter! Nun bekämpft
euch fort! Es soll vorkommen, daß der eine den andern
dann im Kampfe noch tötet: Selbstmord.

*

Das Gewissen ist das Gewisse von gestern, aber nicht
das Gewisse für morgen.

*

So lange sein Maß der Tüchtigkeit wächst, wächst der
Mensch.

*

Zwecken nachjagen heißt der Notdurft verfallen. Wach-
sen ist sich zur Einheit ergänzen.

*

Je mehr ein jeder reift, desto mächtiger fühlt er das
Versteinen eines innersten Gesetzes, das sich in ihm er-
füllt.

*

Ist die Entwicklung der Menschheit wirklich ein Seelen-
destillationsprozeß?

*

Auf dem Wege nach D. trafen wir eine Gesellschaft
aus dem Rettungshaus, geschorene, löffelohrige, verbil-
dete Menschen mit krüppeligem Gange, tierisch stumpfe
Typen mit Narrenlachen, unter der Obhut eines lahmen
Pflegers. Zu allerlezt ein Alter mit Stutzbart, plump
und heimlich, der mir zuraunte, „daß er um hundert-
fünfzig Mark mit seinem Bruder Händel gehabt, und
daß er mir noch manches sagen könnte — nur wärs jetzt zu
helle.“ „Die Sonne ist zu helle. Die Sonne ist zu helle!“
plapperte er noch verstohlen, wie er hinter den Stämmen
endlich der lachenden, krüppelig schäfernden Rotte nach
verschwand. Ein seltsames, grausiges Bild im hellen,
goldnen Sonnenwalde, in der klaren Luft der Berge,
diese dem Schicksal unerbittlich verfallene Narrenherde.

Man hatte das Gefühl einer grabkalten Gefangenschaft, die eiserner lastet als Ketten und Fesseln — und man seufzte auf im Gefühl der Freiheit, wie die Blöden, die keine Seligkeit von Bergwiese und Sonne kannten, vorbeigetrieben hinter den Buchen sich verloren. — Was ist die Seele und wer ihr harter Kerkermeister? — Der Alte steht mir noch vor Augen mit seinem heimlichen kalten Gelächter „der Tag ist nur zu helle! „Die Sonne ist zu helle.“

*

Nur im Traum ist man neu und frei. Erwacht man, so steckt man den Fuß in den Schuh und zieht die Hüllen über den Leib — und dann immer nur bekannte Wege, immer nur in alten Gleisen. Das ganze Leben ist ein Pferch. Was ist es, das da gefangen sitzt, das dahinter seufzt und drängt — und neu und frei sein will?

*

Es gibt schon hier ein Jenseits der eigenen Seele, das zeitlos und raumlos ist, und aus dem keine Kunde, wenn nicht im Wunder zu uns bringt.

*

WERKSTUNDE

Das ist, den Engel spüren, wenn er den Bethesda-
brunnen bewegt, und dann untertauchen in der himm-
lischen Flut, — ist auch tief schweigen, wenn das Unend-
liche in uns redet.

*

Ich bin ein graues, ödes Steinhaus — nur drinnen
liegt verborgen und verschlossen eine lichte Wundergrotte.
— Ach, so kalt und gewöhnlich ist mir zwischen den
grauen Quadern — wohl ist mir nur in jener Grotte. —
Aber ich kann nur wie zufällig darin wohnen — und wie
durch Zauber bin ich draußen. — Und doch hält mich
einzig der Glaube, dann und wann einmal wieder hin-
einzukommen, aufrecht.

*

LETZTER HALT

Nur die Gewißheit, im Schauensgrunde sich verlieren,
sich hinwerfen zu können an die freien Freuden des Lä-
tigen im Wesen, der eignen Allkraft, die Gesundheit,
Liebe, Licht, Schau, Flug, Schönheit, Freiheit ist, Los-
gebundenheit von aller Notdurft und allen Zwängen —
denn auch nur die Zwänge sterben: das ist der Tod; das
Leben lebt immer —: nur das gibt letzten Halt.

Der ewig am Narrenseil des Gesellschaftswillens ge-
zogene Mensch muß schließlich nur müde und ratlos wer-

den, weil auf dem Meere kein Land sich zeigt, keine Aussicht auf selige Ufer und ewigen Frühling.

Aber im Grunde, wo kein flackerndes, notdurftgebundenes „Ich“, wo ohne Zweck und Namen eine freie Allkraft, ein freies Wachstum, eine freie Tat selbstvergessen lebt, da ist immer Erfüllung.

Dar auf muß das flackernde Scheinchen „Ich“ hoffen, daran muß es glauben können, um sein Alltägliches und Notdürftiges, daß es selbst ist, sein von kurzen, nichtigen Absichten zeitlich gelocktes Leben zu ertragen.

Dieser Glaube ist der heimliche Grundakkord des Lebens.

Er erfüllt die gewöhnliche Zeit mit einer geheimnisvollen Sicherheit aus eignem Grunde —: für jedes Leid eine Freude, für jede Sehnsucht eine Stillung, für jedes Rätsel eine Klarheit im Blute zu tragen.

*

Ich begreife, was rückschauen ist und sich trösten wollen. Ich begreife, was es heißt, alles Getane nicht achten, selber Tat sein und Zukunft leben. Wer sich trösten will, sitzt müde am Wege. Aber noch siehst du die goldenen Burgen auf der Höhe im Sonnenglanze. Steige an mit sicheren Schritten! Du wirst emporkommen in klare Luft. Du wirst die Hütten, die an der Berglehne kleben, klein sehen und tief unter dir. Du wirst im einsamen Geröll wandern. Du wirst das güldene Gemäuer nahe vor dir haben, körperlich und groß, und eingehen in die seltsamen Säle von der sinkenden Sonne Rubin-

strahle durchflossen. Du wirst stehen und in dich horchen,
und in die Einsamkeit horchen, und in die dunstversunkene
Welt da drunten und fern, und auf in die bleichenden
Himmel. — Das Getane nicht achten! Sich nicht trösten
mit Verganzenem! Tat fein! Zukunft leben!

*

Der Mutige blickt voraus —
Und wo er wegemüde,
Da schimmert ein güldnes Haus
Hernieder, wie im Liede,
Das ragt auf Abendhöhn,
Und Harfen nieder klingen,
Weil goldne Träume dort
Durch freie Seelen wehn.

Der Mutige blickt voraus:
Er schreitet mächtig aus,
Er schreitet, wie im Liede,
Nach dem, was sonnenweit.
Das güldne Schloßlein ragt.
Es lockt seit tausend Jahren.
Es steht von Ewigkeit.

*

ZUR HÖHE

Hoch ragt die Höhe,
strahlend im Goldlicht.
Wage nur, wage!
Hebe dein Angesicht!

Steil ist der Abgrund;
steinig der Berge Weg.
Steige nur furchtlos!
Schmal ist der Brückensteg.

Unten, tief unter dir
Erde in Dämmerluft:
hoch in der Höhe
atmest du Heideduft! —

Einsam in Fernen
Welt dir versank.
Um dich, in Felsen,
Sturmwitterklang.

Nicht eine Träne!
Nicht mehr ein Leid!
Nicht mehr ein Sehnen!
Zeitlos die Zeit.

Selige, Freie —
reich ohn Begehr —
ziehen die Wolken,
ziehst du einher.

*

Meines Erlebens quellende Brunnen
Liegen im Grunde —
Wer kann sie fassen?
Meiner Seele leuchtendste Blumen
Blühen im Grunde —
Wer sieht sie glühn?
Und ich selber, ich suche vergebens
Quellende Brunnen,
Leuchtendste Blumen des Lebens.
Denn nur ein Wunder
Läßt mich entdecken,
Daß sich im Grunde
Schätze verstecken —
Ach, nur ein Wunder
Läßt mich versinken,
Quellen des tiefsten Lebens zu trinken.

*

Liebe Seele, liebe Quelle!
Tief im Dunkel, oder Helle,
liegt dein ewiger Grund.
Perlen steigen aus der Tiefe,
tauchen tausend zarte Wunder —
wenn die Sehnsucht heimlich lauscht —
schattenhaft und bunt.

*

Geist, wie bist du eingeschränkt
Tief in deine finstren Gründe,
Wie ein alter Felsenbrunnen.
Klüfte nur und Steingetürm
Hoch in Bergen —
Und im grottenkühl Verborgnen
Quillt und plätschert leis die Welle. —
Einsam — ewig Menschen fern.
Menschen dürsten nach dem Schein.
Selten nur klimmt einer aufwärts,
Lauscht in felsigen Grund hinein: —
Quillt ein dunkler Quellenborn,
Quillt die Welle, die das Licht
Frei entführt ins Lüfterreich,
Ewig jenen Weg zur Höhe,
Still und kühn und adlergleich.

*

EINEM FREUNDE

Er hatte alle Weisheit längst gewonnen,
tat tausend Blicke in den Lauf der Zeiten.
Ihm schien das Leben ziellos zu entgleiten,
des Lebens letzter Sinn ihm ganz zerronnen.

Er höhnte längst der Menschenweisheit Bronnen
und lachte tausendjährigem Widerstreiten,
ihm schien das Leben ziellos zu entgleiten —:
sein Schwärmerauge träumte nach der Sonnen.

Und im verlornen Fern-und-ferner-rücken —
je ungesehen — sagenhaft umwoben,
wie eine heilige Quelle plaudert leis:

„In eignen Gärten mußt du dich erquicken!
Mit eignen Lauten mußt die Welt du loben!
Aus eignen Gründen quillt des Lebens Preis!“

*

MICH SELBER!

Ich will mich selber finden
im flüchtigen Erdengang —
was andres nie ergründen —
ich will mich selber künden
in meinem Seelenklang.

Im eignen Quellgrund graben,
daß frische Wasser sprühn —
mich selber will ich laben —
aus meinen eignen Waben
den süßen Honig ziehn.

Kann ich mich selber geben
in dieser flüchtigen Welt —
verlobernd Glut und Leben —
dann hab ich hingegeben
mein einziges Lösegeld.

*

T A D E L

D zarter Sproß,
aus Frühlingsluft gewoben:
du willst ihn tadeln?
Nein, du sollst ihn loben.

Wenn du ihn tadelst
wirfst du Glück zerstören,
wenn du ihn lobst,
wirfst du ihn wachsen lehren.

Gar unscheinbare Kernchen,
schlafen Rosen —:
du willst sie tadeln?
Nein, du mußt sie kosen.

*

DEINE REDE SEI . . .

Wenn du etwas redest,
Klinge klares Bild.
Sage nie: „Du sollst!“
weil's den andern schilt.

Rede einen Klang,
wenn du etwas schaust:
wenn du Steine redest,
um dich Mauern baust.

Rede deine Liebe
liebend frei heraus.
Solche Rede kränzt
deines Nächsten Haus.

*

FRÖSTE

Manchmal in Stürmen
fallen wie von Bäumen
auch von der Seele
Blätter und Blüten.
Und die Gefühle,
ärmlich und schüchtern,
stehen und frieren,
und möchten sich ducken,
stehen wie Stöckchen,
hölzern und mager,
wanken und schwanken,
zittern und beben.

*

Ein armes Ding, der Mensch
der immer sehnt und sehnt
und flüchtiger Träume Glanz
ein dauernd Eden wähnt!

Wenn in den hellen Himmeln
die goldnen Morgenwolken gehn,
und aus der Seele Quellen
die lichten Ahnungen erstehn,
da mag's ein Weilschen wohl ergehn.

Doch arm und düster sehr,
wenn Himmel dunkler Schoß:
wenn in der eignen Tiefe
ein Abgrund uferlos
und unergründlich wie das Meer.

*

Flamme in Nächten,
selig allein,
strahlende Flamme,
schwebender Schein!

Ist denn dein Goldkleid
aus Lichtem gewoben,
wenn die Sonne kommt
plötzlich zerstoßen?

Bist nur ein Schatten
im Lichte der Sonnen?
Bist du gestorben?
Bist du zerronnen?

Kleiner, vereinzelter
Schatten im Raume,
strahlest du doch noch
im eigenen Traume?

*

DIE EINSAME MACHT

Einsam bin ich nicht! — einzeln!
Einzeln bin ich — wie Felsen:
jede Welle, die tost,
schlägt mich und reißt mich herab.
Und ich treibe wie Wind,
kein Ort, wo ich ruhe und rast. —
Und ich staune dich an,
große, einsame Nacht:
Ehern, in ewigem Geschäfte,
innen und außen gegründet,
festgehalten in Eins,
füllst du den Abgrund der Zeit.
Nimm mir die fiebernde Sehnsucht!
Die nagende Qual meiner Engel!
Gib mir dein restloses Tun!
Gib mir dein einsames Glück!

*

LAUTLOS

Wie liebe ich die Flamme!

Wie liebe ich das Brot!

Wie liebe ich den Wein!

und sage es nicht zur Flamme:

ich liebe dich;

und zum Brote —:

ich liebe dich;

noch zum Weine —:

ich liebe dich.

Warum klagen Menschen nach Worten?

Warum es vom Hauche des Mundes erjagen?

Wie die Flamme, die dem Auge leuchtet,

wie das Brot, das ins Blut rinnt,

wie der Wein, der uns froh macht,

wirkt Wesen zu Wesen lautlos:

ich liebe dich.

*

W O R T E

Worte ... allerwegen Worte ...
in Palästen und in Höhlen,
allerwegen hallen Worte ...
lauten Sinns und ohne Seelen.
Allerwegen gierige Ohren
lauschen ... möchten sich erlaben,
merken schauernd, daß in Worten
rings nur Leichname begraben.
Worte hallen ... Worte! Worte!
aus den Mündern hitziger Sekten.
Wo die Heiligen, die neu
Tote aus den Gräbern weckten?
Nur der blinde Seher schaut
Leben, draus das Wort erbaut,
Atem, der im Wort begraben;
nur der stumm In-sich-gekehrte
kann sich an den Quellen laben.
Nur dem tief verlornen Träumen,
wenn die Augen einwärts wandern,
tauchen Geister draus herfür,
ein Erwecker zu den andern.
Und du fühlst die Seelenhauche
leise deine Stirne rühren,
und an ihrer Hand entführen
dich Lebendige fort von Toten.

*

RAUBTIERSEELN

Ein Löwenpaar — der Alte ausgestreckt —
 die gute Alte kraut und kost den Alten.
 Wer konnte nicht die ewige, erdene Seele,
 die da in haariger Haut behaglich schnurrt
 und aus den funklen Augen diese Welt,
 wenn nun der Kampf getan ist, stille anschaut.
 Dieselbe Seele, wie die Menschenseele.
 Nur einsamer und enger, enger noch
 verstrickt in Lebenskämpfe und in Not —
 und deshalb grausamer in sich verschlossen.
 Ganz einsam noch, auf sich nur angewiesen,
 und rings das Leben Feind und unvertraulich,
 ganz unberechenbar. — Noch blieb ihr dunkel,
 daß auch im andern eine Seele wohnt,
 die selbst ins Lichte will — und Freunde annimmt.
 's ist eine Seele, der der Geist noch nicht
 die Zunge löste, daß sie frei erschließe,
 was sie, der Not entwachsen, wünschen würde —:
 Dieselbe Seele wohnt noch tief in mir —
 ganz einsam noch, auf sich nur angewiesen,
 und rings das Leben Feind und unvertraulich —:
 Doch wundersame Löne lösten sich —
 und Seele fand in Seele ihren Freund —:
 Nun wollen Hand in Hand die Menschenscharen
 dem Gott des milden Lichts entgegengehn.

*

WEISHEIT

Wahnwitzig kühn, wie Piraten in Schluchten,
laure dem Leben auf! bring es zustande! —
Packe — erringe und halte! — Im Lande
deiner Vereinsamung winken dir Buchten.
Erst noch im tobenden Meere gefahren
tolle, verwahrloste Tage und Nächte,
trugig mit tausend verschollenen Geistern —
und aus den Tiefen die Tiefen bemeistern —
atmen die Sturmluft, und bannen die Laren! —
Wenn du dann endlich, entrückt, in die Stille
heimlenkst dein Fahrzeug aus klaffenden Gluten,
schüre, ein Weiser, auf rosenbekränztem
einsamen Opferstein heilige Gluten!

*

STILLE

STILL

Meine Berge leuchten wieder
Menschen fern und nachtbetaut.
Atme wieder Heimatodem,
Wälder rauschen laut.

Und wie Kinder mich umringen
Meine Quellen in der Nacht.
Stehe stumm am Silberwasser,
Wo's durch dunkle Erlen lacht —

Funkeln Sterne — Rings in Weiten
Hört man keinen Menschenlaut.
Meine Berge leuchten wieder
Zauberstill und nachtbetaut.

*

Kennt ihr die blauen Nächte
Mit weißen Sternen besät?
Menschengemüther versinken
Lief in Gebet.
Und aus weitem Raume
Ganz in sich hinein
Sinken sie und schweben
In dem Sternenschein.
O Ihr Wunder draußen —
Drinne Wunderwelt,
Habt in meine Tiefen
Euern Glanz gestellt.
Finde Ein und Alles
Innen — ewigen Bund.
Und die ewigen Weiten
Halten festen Grund.

*

Dämmern Wolken über Nacht und Thal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einemmal.
O gib acht! gib acht!

Weites Wunderland ist aufgetan,
Silbern ragen Berge traumhaft groß,
Stille Pfade silberlicht talan
Aus verborgnem Schoß.

Und die hehre Welt so traumhaft rein.
Stummer Buchenbaum am Wege steht
Schattenschwarz — ein Hauch vom fernen Hain
Einsam leise geht.

Und aus tiefen Grundes Dästerheit
Blinken Lichter auf in stumme Nacht.
Trinke Seele! trinke Einsamkeit!
O gib acht! gib acht!

*

Über mir und meinem Thal
Blüht der dunkle Sternenbogen,
In mir sind nun aufgezogen
Sehnsuchtsbilder — all zumal.

Ferne Silberwasser ziehn
Rauschend, und die Sterne kosen
All die Queckbrünnlein, die losen,
Silberquellen tosen hin.

Und ich weiß, ich bin wie sie —
Ewigkeit und flüchtiges Gleiten,
Ewig innen, doch im Weiten
Ewig flüchtig, dort und hie.

Und ich fühl, ich bin es ganz,
Atme Luft und trinke Quelle,
Und ich dränge, wie die Welle,
Bin und webe in dem Glanz.

*

D weiche, silberne Frühlingsnacht!
Ich atme wieder in deinem Duft,
Ich fühle wieder, wie sanft und sacht
Deine Schwinge haucht durch die Dämmerluft.

Ich stehe in meinem Giebelraum
Und blicke ahnend ins weite Land:
Und über Wiese und Bach und Baum
Streicht schimmernd ihr bleiches Gewand.

Und sie kost die schlummernde Knospe am Strauch,
Und im Neste das träumende Lebenslicht,
Und die Welle, die eifige Murmlerin auch,
Es schlummert alles — und träumt und spricht:

„D weiche, silberne Frühlingsnacht!
Wir atmen wieder in deinem Duft,
Wir fühlen wieder, wie sanft und sacht
Deine Schwinge haucht durch die Dämmerluft.“

Und die Schimmernde streift mich leise und lind
Und lockt und flüstert im Weitergehn,
Und lockt ein törichtes Träumerkind
Durch Nacht und Frühling in Sternenhöhn.

*

Wenn die Frühlingssonne wieder scheint,
Und in meinem Tale Blumen blühn,
Ist's, als müßt ich mit dem hellen Sonnenstrahle
Schweifend, über Busch und Berge ziehn,
Weit empor in klare Himmelsräume,
Tief hinein in selige Weltenträume
Nun als warmer Lebensodem glühn.

*

Sehnsucht aus einsamer Seele auffliegt.
Still! still! es klingt durch die Nacht.
Vom silbernen Fluß es herüberzieht.
Und Mond und Sterne sind aufgewacht
Und lauschen dem heimlich ersterbenden Lied
Überm Wald in demantener Nacht.

*

EINIG

Es ragten heimlich aus der Frühlingserde
zwei frische Sprosse auf am grünen Hange —
und Sonnenstrahlen kamen mit den Lüften
und riefen rund herum ihr leises: „Werde!“

Und rundum wuchs nun Ast an Ast ins Licht.
Sie wuchsen hundert Jahre ohn Beschwerde,
und wurden einer Linde Kuppelbau,
ein mächtiges Astgewölbe, reich und dicht.

Wenn die in ihrer Sommerfülle stand,
so enig um und um — man ahnt es nicht —
so streng und rein in ihrem Hochgewölbe, —
daß heimlich zärtlich lichte Sonnenhand

zwei Leben, die im Keim getrennt entsprossen,
so innig einend ineinander wand,
daß sie nun deuchten eine Lebensfülle —:
Wie weichen Ton gebildet Meisterhand.

*

N A C H T

Nacht, o dehne dunkle Schwingel
hülle mich in deine Wunder —
breite allertiefste Ruh!
Laß mich, stumm in dir begraben,
mich an Lauterquellen laben
und deck Aug und Seele zu!

Tausendmal lag ich gestorben,
Nacht, in deiner Rätseltiefe —
und bin rätselhaft erwacht.
Laß aus deinen dunklen Gründen
mich von neuem hell entzünden
meine Lebenssonne — Nacht!

Einmal werd ich leis entschweben,
Nacht, in deine stillen Auen —
ganz in dir gestorben sein —:
Laß mich stumm in dir begraben,
mich an ewigen Quellen laben!
Aug und Seele hülle ein!

*

Es fliegt eine Eule im Dämmerraum —
aus Schluchten tief —
wo sie im morschen Buchenbaum
zusammengehockt den Tag verschlief.

Kein Flug so leis. Ihr Flügelschlag
verweht kein Blatt vom Baum.
Die Motten tanzen still und stumm
am Wasserfall im Dämmerraum.

*

Hast du das herbstlich goldne Land
Schon einmal in Silbernebeln gesehn?
Hoch im Ather — wie Spinnweb zart
Und Hauch — die Linie der Berge gehn?
Und unten im Grund, im wehenden Glanz,
Rauschen verträumt die Wasser —
Und Krähen tauchen her wie im Traum
Und entschweben stumm im blendenden Raum.

*

WANDERVÖGEL

Nach fernen, sonnigen Wundern
ziehen im Himmel hin
viel Scharen Wandervögel —
und Träume in meinem Sinn.

Es ist ein goldenes Leuchten
in meinem einsamen Thal.
Und goldene Blätter taumeln
und wispern in leisem Fall.

Und lichte Nebel wehen,
die hüllen das goldne Land —
und meine Seele hüllet
sich ein ins Traumgewand —

Und mit den Wandervögeln,
die hoch im Lichte ziehn,
breitet sie weite Schwinge
nach fernen Wundern hin.

*

UNTER GOLDNEN BIRKEN

Goldne Birkenscleier
tief ins Blau hinein —
goldne Blätter sinken
sacht im Sonnenschein.

Und in Silbernebeln
schwarze Krähen ziehn,
und die Blätter rascheln,
und die Wolken fliehn.

Wenn ich einmal sterbe,
mag's im Herbst doch sein
unter goldnen Birken
und im Sonnenschein.

*

A V E

Winter in Bergen
Und Abeklang.
Sonnenfeuer
An Felsen versank.

Wolken dämmern
Die Gipfel ein.
Noch in Abend
Glüht goldner Schein.

Arbeiter wandern
Zur Heimatruf.
Schatten breiten
Die Täler zu.

Flocken hüllen
Die Erde sacht.
Hütten leuchten
In totstumme Nacht.

*

WELTSCHAUUNG

WILKES BARRE

Ein seltsames Geschlecht — diese Denker und Grübler, und alle, die hoffen, es könnte mit Gedanken sich lösen, was jeder fertig leben muß, um es zu lösen und doch ungelöst dem andern weiterzugeben, daß er es von neuem in Freud und Leid ins Ungewisse erledige, gar nicht anders. Denn das Denken ist ein Maß, und das Leben hat kein Ende.

*

Alles Wissen über die Dinge draußen muß eingeschränkt sein durch streng begrenzte Zwecke. Zur Einheitslehre kann ein Wissen nur werden in seiner Beziehung auf die unabsehbare Aufgabe „Mensch“. Eine Metaphysik der Dinge ohne den festen Anker „Mensch“ heißt in einem uferlosen Meere treiben. Die letzte Bestimmung des Menschen ist Einheit, und in seiner Einheit allein findet das Chaos seine Ordnung. Alle „Mächte“ tauchen aus der Quelle „Mensch“, daß immer wieder der Mensch sich darin gesund bade für seine unendliche Bestimmung. Ein wahres Wunder ohne Ende.

*

Menschenforschungen müssen wir treiben. Aber Namen und Begriff vergessen. Wenn wir eigentümlich wachsen wollen am Leben, müssen wir uns Welt und Mensch und Dinge erschauen — und nicht bloß mit den Augen.

Namen ordnen ein. Denkgüter sind Gesellschaftswerte. — Schauen macht frei. Schauensgüter sind wahres Eigentum.

*

„WIRKLICHKEIT“

Ein Denker sagte mir einmal in einem Gespräch über die Wirklichkeit spöttisch: „Jeder Fischer steht der Wirklichkeit zehnmal näher als ich.“

Er sagte Wirklichkeit und meinte: Die Kenntnis des Bootes und der Hantierungen mit Rudern und Segeln in Stürmen, die Kenntnis von Wind und Wetter, Wolken und Lüften.

So hätte er auch sagen können: „Die Wanze steht der Wirklichkeit zehnmal näher als ich“, wenn er nämlich nur die Wirklichkeit der Menschenhaut, all die minutiösen Erkennungen ihrer Unebenheiten und Dünste meinte. Denn die menschlichen, tastenden Finger erkennen und durchdringen nicht so im Kleinen, wie der Wanzenrüssel.

Aber das Vollbild der Wirklichkeit, wie es der schauende Mensch sich erträumt, will die Erfahrungskreise des Fischers und der Wanze mit umfassen.

Der schauende Mensch will die gesunde Lat des Fischers und die schöne Wirklichkeit seiner männlichen Hantierungen und kühnen Lebensgefühle nicht vergessen, und

will auch mit den Augen des Kleinsten eindringen und mit dem Getast und dem Spürsinn des winzigsten Lebens in die verborgenen Ereignisse und innigen Werte dieser Welt.

Die Wirklichkeit, die der schauende Mensch träumt, ist nicht die Welt eines einzelnen Sinnenscheines. Es kann nur die überhaupt als Sinnenschein mögliche Welt sein —: als Sinnenschein von ungezählten Leben in Erde und Tiefen, Licht und Lüften, im weitesten Umblick und in engster Zelle —: die Wirklichkeit der stummen Pflanze, des schwimmenden Fisches, des schwebenden Vogels, auch die nahe Welt des augenlosen Wurmes —: aber eingefügt alle diese engen oder weiten, dunklen oder lichten Welten in die eine umfassende, lichte Welt des Geistersehers.

D über den Bettler an den vollen Ufern von Himmel und Wassern, der mit geschlossenen Sinnen hinausfahren will nach dem einen, weiten, sinnvollen Geheimnis.

*

Eine unglaubliche Täuschung des Intellektualmenschen besteht darin, daß er sich und andere glauben machen will, er steure auf ein bestimmtes, klar erkennbares Entwicklungsziel los, als ob er ein solches Ziel voraussähe, und als könnte er damit alle Zeiterscheinungen messen. Und doch ist alle schöpferische Entwicklung gerade so ganz unvorhergesehen im Persönlichen, wie im Ganzen, und immer eine Neuheit nicht nur für den Genießer, auch für den Schöpfer. Nur Intellektuelles läßt sich vorher sagen.

Nur was sich vorher denken läßt, läßt sich vorher sagen. Aber der Gang der Ereignisse ist ein Ungedachtes und paßt kaum in den engen Rahmen verständiger Maße. Wer konnte Goethe, wer Michel=Angelo, wer Beethoven vorher sagen? Aus denen immer neue Ahnungen von Menschenaufgaben, neue große Ausblicke und Fernblicke, neue Menschenmaße sich aufstauten? Selbst die großen Erfindungen waren Überraschungen und Zufälle, waren ein Überflüssiges für den Verstand, wenigstens hatte sie der Verstand nicht gedacht, kaum die Ahnung hatte sie gesucht.

*

Ihr wartet immer auf die Zukunft und glaubt an ein Draußen. Und es ist doch immer nur in euch — und kann nur aus euch genommen werden, was euch heilen kann. Es ist ein fürchterlicher Popanz: Entwicklung von der Zeit gebracht und von außen bemessen! Nie ist die Entwicklung. Immer nur Auswicklung.

Enthüllt euch! Dringt durch zu euch! Erringt das letzte Mögliche in euch!

*

Unsere Zeit ist arm, weil sie intellektuell zu reich ist, und der Intellektuelle alles von außen erwartet.

*

Man muß von innen nach außen lernen. Die meisten lernen von außen nach innen: Meister und Stümper.

*

Einheit ist mir nicht mehr nur Kategorie, mit der ich denke. Sie ist innerstes Wesen, mit dem ich schaue.

*

Je mehr sich mir die Welt im eigensten Erlebnis erweitert und vertieft, desto lustiger erscheinen mir alle verbindenden Theorien. Die wahre Brücke aller Daseins- und Erkenntnis Klüfte heißt immer wieder Mensch.

*

WAHRES WISSEN

Nur der tausendste Teil des wahren Wissens kann sich mitteilen. Nur immer einen Zipfel des Schleiers kann Wort und Weise lüften.

Wir müssen uns immer wieder auf die Person besinnen, um zur Einstimmung alles Wissensstückwerks mit der Macht der Wirklichkeit durchzudringen.

Furchtbar der Irrtum des ausschließlich äußerlichen Weitergebens!

Wunderbar immer wieder, das Entzünden des Persönlichen an der Person, der Flamme an der Flamme.

Es ist die Verblendung unserer Zeit, daß das Wesen und Ereignis der Person erst in Henkeltöpfe gebracht, auf den Markt getragen und verkäuflich sein müsse; daß nur gilt, was marktgängig und gemein werden kann.

Persönlichkeit, das unteilbare, große, stumme Feuer. Die tausend Flammen schlagen hoch und singen und wärmen, und nehmen tausendfache Gestalt an.

Setzt euch darum! Starrt in die Flammen! Sinnt und staunt in sie und in euch! Denn ihr seid es.

*

Was ist ein Evangelium, das uns nur im Ohre klingt! Was eine Offenbarung, die nur aus Worten tönt, nicht aber aus Fleisch und Bein! Was eine Lehre, die nicht unsere Geschäfte durchdringt, in jeder unserer Handlungen gegenwärtig und als innerste Macht fühlbar wird! —: „Es sei denn, daß ihr von neuem geboren werdet!“

*

Wir von heute glauben nicht mehr an die Bekehrung der Persönlichkeit — anders denn von Bluts wegen. Wollen wir eine Philosophie einflößen — anders, als daß wir das Blut in die Idee hineinwachsen, das System eine Wahlanziehung und Anlockung fürs Blut sein lassen? Von diesem Gesichtspunkt aus muß sich unsere ganze Verfahrungsart Welt und Menschen gegenüber ändern. Oder lag nicht in Krieg und Kampf diese Ansicht schon

deutlich ausgedrückt? und war nicht der fromme Glaube an Wort und Lehre allzeit ein wenig Windbeutelei? Nun das wäre das Neue unserer Zeit, daß nicht nur gute Seelen hoffen, es könnte ohne blutigen Krieg — auf irgendeine friedliche Art glücken. Nur die Natur wird sich ihre ultima ratio, den Tod, nicht entwinden lassen.

*

Wir kamen auf Nietzsche. Ich ging davon aus, daß ich zwischen monumentalen und ornamentalen Geistern unterschiede, und daß ich in Nietzsche einen monumentalen Geist nicht finden könnte — und keinen Geist des schöpferischen Affektes, so sehr er Lachen und Tanz und Leichtigkeit gepriesen hat. Wenn ich ihn früher las, habe ich mir immer einen Mann vorstellen müssen, der mit erhitztem Kopfe zu mir redet, einen Mann in Erregung, nicht in Verzückung. Man denke ihm gegenüber die stille, abgeklärte Größe eines Platon, dessen Dialoge in Reichthum und Gliederung einherfließen, wie Beethovens Sonaten, in sich versunken, ganz in dem eigensten Geheimnis der Sache befangen, in sich und ihrer Fülle ruhend und emporwachsend: nicht Beethoven, nicht Platon, sondern Idee und Klang, und mehr wie das, das Tiefste und Herrlichste aus jener Welt. Aber in Nietzsche war allzeit einer, der neben seiner Ideen- und Formenwelt herläuft, und manchmal mit den Fingern, wie ein Gassenbube, darauf wies, lachend und höhrend, manchmal wie ein müder Kranker sie verächtlich entwertend,

manchmal wie ein Wütender mit der geballten Faust dagegen rennend, wie gegen böse Schatten, oder auch wie ein Zauberünstler mit ihnen mit mephistophelischer Miene jonglierend. Kein Zweifel, seine Ideen und Formen waren in einer großangelegten Seele, aus flutendem Lebenskampfe geboren, es handelt sich bei ihm allezeit um köstliche Dinge. Man muß zugeben, daß es Brillanten waren, die er ausgestreut. Und man kann sich mit Brillanten schmücken. Er hat sie üppig ausgestreut, genug für viele Bettelleute, die plötzlich wieder Ideen haben in heller Menge. Ja, mit Brillanten kann man die Seele schmücken. Aber monumentale Geister sind Felsen, auf denen die Seele festen Fuß und festen Grund findet. Und das sind ornamentale Geister nie. Nietzsche hatte Fülle und Glanz und Schönheit, auch wahres und tiefes Erlebnis auf Schritt und Tritt, aber die eherne Ruhe und das schlichte, notwendige Wahre fehlten ihm — und wahrhaft überlegnes Schauen und Bauen mit dem freundlich lachenden Blick aus der Höhe auf die kleine Welt, und mit dem weiten Auge des Schwärmers, wenn die Sonne sinkt. Denn Nietzsches Schönheits- und Wahrheitswelt wurzelt nicht in den Lichtgründen der Menschenseele, wie bei Goethe, Beethoven, Michelangelo, sie wurzelt in vergifteten, gewaltsamen und gespannten Affekten, die grotest aufwuchsen und ein launisches Spiel trieben. Deswegen mag man ihn bewundern, wie man ein glänzendes Feuerwerk bewundert. Aber um unser Menschenleben zu erleuchten und zu erwärmen, wird nur ein Kind oder ein Narr nach Sprühsonnen und Leuchtkugeln greifen.

*

Gestern abends Fahrt mit L. Eine goldglühende Scheibe hinter bläulichen Abendbergen mit eitel Glanz und Strahlen und Sonnendunst das Thal überflutend. Wir kosteten die Abendstille, und unsere Seelen fingen an das Schatzferglück mit zu fühlen, das rings um uns gebreitet lag — leuchtende Wiesen, schattende Eichenhaine, braune Rüste am Wasser, Hirtenjungen die sangen, Leute im Grummet, und über allem — im goldenen Aether — hoch — Schar um Schar, aus allen Windrichtungen des Tales — langgedehnte Züge von Staren, die auf- und abwogen im Sonnengolde — geschlossene Schwärme, die eiliger huschen — kleine Trupps, die sich verspätet — alle ziehen mit einem Ziele heran, alle fallen nieder im Schatten eines Eichenhaines. Und jeder Zug, wie hoch im Licht und Raum senkt sich plötzlich weich hernieder, immer wieder über jenem Haine. Im ganzen weiten Thal der eine Sammelplatz. Wir schauen uns nach allen Seiten um und sehen noch von der Ferne das wunderliche Schauspiel. Und wir grüßten die scheidende Sonne, empfanden das Wunder des Wandergeistes in den Herbstlüften, immer wieder derselbe Trieb denselben Weg in demselben Vogelkleid, immer wieder dieselbe Sehnsucht in demselben kleinen Vogelherzen. Und wir empfanden das Leben und die Welt eins und räthselhaft zugleich und wußten kaum im Fühlen und Schauen, wo in dem ewigen Erneuen der Tod seine Stätte hat, wie jemals die Finsternis den Lichtstrom dämmen und verschlingen sollte, wie die Nacht dem Tage und der Sonne gebieten wollte, komme nicht wieder; welch Litzelchen der Tod der ewigen Flutwelle der Verjüngung rauben könnte:

der Tod, diese schreckhafte Maske der Verjüngung. Denn die Welt bleibt eins, in welchem Kleide wir atmen und fühlen, und ein Wesen drängt in allem Leben.

*

Nir wird die Welt immer mehr zur Einheit, und ich kann mich immer weniger daraus verlieren — mich und alles, was mir gehört, auch meine Toten.

*

Es gibt Menschen, still und ewig versöhnt, die suchen Erlösung ohne Haß und Gram, Harmonie, die allem Lärm ferne klingt. Für sie liegt im „Glück“ das Heil der Welt. Sie schwärmen. — Aber vielleicht ist Ordnung nicht Glück, die große Ordnung, wenn wir einer dienen, nicht Glück. Vielleicht ist das Rätsel unseres Lebens aus tausend Gefühlen von Leid und Hoffnung, Glück und Kummernissen, und wie sie alle heißen, gewoben. Und das Alleben, wenn es im Großen Ordnung ist, ist vielleicht nur die Ordnung, die sich aus der Wirklichkeit aufbaut, aus Lärm und Staub, nicht gegen diese Wirklichkeit aus Duft und Traum: eine Riesenaufgabe ringender Kräfte, die endlich in Sphärenklängen zusammentönen. — Nichts außer dieser Welt. — Wir sind zu Kämpfern geboren. Wir müssen die Scholle lieben, weil sie Staub und Erde ist, und das Leben, weil es Qual und Freude einschließt. Wir müssen aus Lärm Ehre, aus Steinen

Tempel, aus Worten Werke machen und nicht die Wirklichkeit hinter künstlichen Sonnendunst verschleiern.

*

Heilige das Leiden, wenn du handeln willst. Allen echten Biedermännern ist das Leiden eitel Teufelei.

*

Jede Kerzenflamme wirft einen Schatten im Sonnenlicht. So sind alle Dunkelheiten nur Schatten der Vereinzelung.

*

Es muß so viel Ungerechtigkeit in der Welt geben, wie Ungradheit in der geraden Linie steckt, die ich mit Kreide ziehe. Wer diese Ungradheiten wie mit einer Lupe sieht, hat zu scharfe Augen. Wer sie gar aus der Welt schaffen wollte, wird zum Narren.

*

Jedes Wesen, das lebt, findet Wesen, die es aufzehren, jeder Ton, der klingt, Töne und Harmonien, jeder Geist Persönlichkeiten. Es ist ein unaufhaltsames Durchdringen und Fortwachsen durch Geist und Leib.

*

Das Weltleid ist ein allgemeiner Begriff, das heißt eine Chimäre; weil niemals die Welt, immer nur der Einzelne wirklich leidet. Das wirkliche Leiden ist immer nur begrenzt im engen Becher der Vereinzeltheit. Und das Maß dieses persönlichen Leidens läßt sich durch Auseinanderreihung nicht um ein Jota steigern, noch vertiefen. Die Welt an sich ist in Wirklichkeit nicht Freude noch Leiden, sondern eine weite Ordnung. Und Lust und Schmerz ist nur im engen Teil Ordnung ein winziger Teil.

*

Das Schauen und Herausarbeiten der großen Linie im Erkennen ist ein eigenes Geschäft und eine eigene Verantwortung. Es ist alles viel einfacher in der Welt, als der Fachpedant meint. Viel Wissen macht noch gar nicht viel erkennen. Und die große Linie der Erscheinungen hat nichts zu tun mit ihren tausend kleinen Ornamenten. Aber zum Ergreifen der großen Linie gehört ein schlichtes sich Besinnen auf das eigene Menschliche im Erkennen und Erleben, nicht ein sklavisches Fortspinnen einer erstarrten Erkenntnistradition. Das sich Besinnen auf das eigene Menschliche bedarf zum Ausdruck schließlich auch der eigenen Methode, wie jeder persönliche Wert und gehört den besten Geistern. Alle Traditionen fußen auf solchen eigenen Erkenntnisereignissen und — Erlebnissen.

*

WELTANSCHAUEN

Das Auge sieht in mittleren Grenzen, umfaßt nicht die Welt und dringt nicht in sich.

Die Sphäre des Auges ist wie die Sphäre der Flamme. Sie hat das große Dunkel um sich und in sich, aus dem sie aufsprang. Und das Größte, wie das Kleinste, sind dem Auge unsichtbare Wesen, die Welteinheit, wie das Weltelement sind ihm die letzten Rätsel.

Das Auge dringt nicht in die Person, in der uns Menschen die lebendige Einheit Ereignis wird. Denn so dürftig das Persönliche auch ist, so gibt es doch für uns nichts, was wirklich höher stünde an Ordnung, wenn auch nicht an Macht. Aber das Auge haftet an der Oberfläche. So siegreich bewaffnet es sein mag, es dringt nicht zur Persönlichkeit, nicht im Großen der Welt, nicht im Kleinsten — es dringt nicht in sich, wo allein das Reich der lebendigen Einheit für uns wirklich ist.

Und Gott suchen —: heißt die Schranken der Welt ins Unendliche aufstun wollen, die lebendige Einheit schauen wollen, dort, wo Auge und Ohr und kein Sinn reicht.

Aber im Großen, wie im Kleinen ist jenes Wesen, das herauschaut aus sich und alle Fülle und Einzelheit in Einheit zu sich zieht, — wenn wir es auch nicht mit Augen sehen. Das Wesen der lebendigen Welteinheit im Größten ist sicher auch im Kleinsten wirklich, lebendig und tätig. Es ist unser eigenes Wesen, das schaut — mit dem wir schauen, freilich auch durch Augen, — mit dem wir das Menschenmögliche umfassen.

*

Was die Welt aus sich ist, ist sie auch im Teil. Das Ursprüngliche der Kräfte und Vorgänge ist nie durch Mitteilung in den Dingen, nur aus sich und durch Verwandtschaft.

*

Es gibt nicht ein Draußen und ein Drinnen. Es gibt nur ein Sein in Einheit. Und jedes Wesen und Ding ist Ganzheit und Teil. Und wo es aus einer Einheit ausfällt, sinkt es in die andre hinein. Und keines kann aus seiner Einheit fallen, es sänke denn in die Einheit der Welt zurück.

*

DAS UNIVERSAL

Das Universal nennt es Jakob Böhme.

In der That ist jedes Leben ursprünglich solch Universal, darinnen alles ruht zur Verblendung und zur Heilung. Jedes Leben ist ursprünglich ein vollkräftig Leben, in dem alles in Einigkeit liegt, was die Kultur in Sonderverrichtungen zerrissen hat.

Einig Denken dachte im ursprünglichen Menschen, der im natürlichen Kreise tätig war, und erfüllte sich in seinem natürlichen Kreise.

Einig Dichten und Träumen träumte und dichtete im ursprünglichen Menschen und umrankte seinen natürlichen Latenkreis, verband sein Ereignis mit Erde, Sonne und Sternen.

Einig Erkennen, Schauen und Anbeten betete und schaute und erkannte im ursprünglichen Menschen und setzte im religiösen Sinn und Leben den Schluß der großen Einigung des menschlichen Wirkens und Tuns; so daß jedes Menschen natürliches Tun aus tieferen Quellen der Erkenntnis und Anbetung Licht gewann und wuchs.

Jeder trägt heimlich noch immer das Universal.

Aber unsere Pfarrer und Gelehrten und Philosophen und Dichter treiben heute Sondergeschäfte.

O ihr Fachmänner, die ihr hier lebt und dort tut, zersprungen und zerschlagen, wie schöne Schalen in scharfkantige Stücke oder gar in dumpfe Scherben!

*

WELTANSCHAUUNG

Weltanschauung ist etwas Unwägbares.

Weltanschauung läßt sich nicht aufzeigen.

Weltanschauung verrät sich. Man bekommt ein Gefühl von Weite des Horizontes, wie in der Höhe auf einem Berge.

Man fühlt einen Kenner der Seele, einen Führer in Hölle und Paradiesen, einen, der in Stürmen Halt gibt.

Man glaubt, daß er auf den Fels durchgegraben und Grund gefunden hat.

Man kann sich ihm ergeben.

So und nicht anders kann Weltanschauung sein, nicht ein wenig Wissen mehr oder geringer, um ein paar Sonderlehren des modischen Erkennens.

Weltanschauung war immer das Kennzeichen des Gro-
ßen, das Grundwesen des Sehers.

*

Vielleicht sind alle Sonderungen und Vereinzlungen
des Seelenlebens und Ichlebens nur Phasen des Weges,
zum Erlebnis des Ganzen, der Welteinheit, nicht als Pro-
blem, sondern als Erfüllung durchzudringen.

*

Unsere menschliche Persönlichkeit ist beschränktes Für-
sich- und In-sich-sein mit unendlicher Tendenz, den In-
dizien der Gliedschaft. Das Ganze der Weltordnung
ist ein Für-sich- und In-sich-sein ohne alle Tendenz, weil
es keines weiteren Ganzen Glied sein kann. Deshalb ist
es müßig, die Frage des Persönlichen dabei zu stellen.

*

„GOTT“

Was ist Name und Begriff anderes, als nur ein Hand-
griff der Dinge und Erlebnisse, die nirgend recht und
absolut zu packen sind. Was ist alles Heidentum anderes,
als sich abhängig fühlen von tausend Mächten, die der
Mensch untereinander nicht in Beziehungen sieht, deren
Zusammenhang sich ihm noch nirgend offenbart hat?

Was kann Gottesglaube anderes bedeuten, als daß dem Menschen endlich der innige Verein von Wesen und Dingen sich klar dargetan, und daß er nun das höhere Gesetz dieser Einheit als Sinngebendes auch für sein Dasein und so als letztes, dunkles Machtgebietendes über sich empfindet: Persönlicher Gott für den, der sich mit der menschlichen Charakteristik zufrieden gibt; fundamentalstes Rätsel für den, der im Blute den ewigen Menschheitsbarm trägt, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. Nachdem die Welt in Einheit sich dargetan, die einzelnen Ereignisse und Mächte ihre Selbstständigkeit eingebüßt hatten, und mit der Verfeinerung der Vorstellung ihrer Einheit in fortschreitendem Grade, mußten Götter über Dämonen, mußte Gott über Götter siegen, mußte endlich auch die Philosophie der Theologie den Rang ablaufen, den Eingott seiner menschlichen Charaktere entkleiden und ihn zum Problem der Welteinheit erheben.

*

Ich habe oft ein ganz klares Gefühl, wie uns unsre Züchtigkeit beenge und unsre wahre Grenzensiegerin ist inmitten der weiten, abgrundtiefen Welt. Denn jene Welt ist — sicherer, als ich in ihr bin, aus ihr wurde und in sie sinke. Aber ihr Einheitswesen ist mir Geheimnis. Die Ordnung dieser großen Welt ist mir dunkel. Die kühne Zwecksetzung eines Geistes, der sein Einheitswesen darin fände, ist mir verschlossen. Aber deuten hieße hier: alle Wasser in ein enges Bett sammeln, Gebirge und Sterne

in Kästen bewahren wollen. Deuten ist für den engen Zweck der Nothdurft. Wer will deuten, wo die Schranken der Nothdurft nicht mehr gelten? Wir müssen vor dem Rätsel Halt machen, und unsre ewigen Gründe achten.

*

P E R S Ö N L I C H K E I T

Den kleinen Unterschied des Wesens, den man Ich nennt, muß man vergessen um der Persönlichkeit willen, die nicht Ich, die That und Werk ist.

Selbstlinge betonen ihr Ich.

Wahre Persönlichkeiten suchen mit der nachdrücklichen Kraft des Selbstlings That und Werk.

Selbstlinge jagen Launen und Genüssen nach.

Persönlichkeiten der mutigen Darstellung des höchsten eigenen Gesetzes.

Selbstlinge lassen sich gehen und tun das Bequeme.

Persönlichkeiten ringen in strenger Obhut ihrer selbst vorwärts und gewinnen in der That die Darstellung vollkommener Menschheitsmaße.

*

D I E S Ä U L E D E I N E S T E M P E L S

Den Mut haben, immer von neuem alle Mauern einzureißen, alles Denken an sich und über sein Selbst, über alles Wesen und Atmen rings umzurätseln! Nie Schule

und Gewohnheit denken! Gefühle haben — und daraus Rätsel stammeln, und zeitlich und flüchtig Antwort geben — für eine flüchtige Stunde. Denn die Antworten der Wissenden dauern auch nur drei Tage — und nicht aus Dauer ihrer selbst, nur aus der Trägheit der Trägen.

Und wenn du nun heute frei und neu sein willst — du, den ich in mir trage? — Die Säule deines Tempels mußt du stürzen, wie Simson, und diese Säule heißt —: die Persönlichkeit.

*

W E S E N U N D W O R T E

In einem System von Zeichen und Worten sitzen wir, wie die Spinnen im Netze. Das Hin und Her in diesen abgezogenen Werten — das macht unser Leben. Wir sind Staatsmenschen, Gesellschaftsmenschen und haben auf gehört, Naturwesen zu sein.

Himmel und die Sterne sehen wir noch und bewundern sie wie eine schöne Dekoration, aber sie greifen nicht mehr ins leidenschaftliche Leben. Wasser trinken wir. Wir wissen, was es ist, und sind zufrieden, es für ein Chemikal oder flüssiges Mineral zu halten und nichts weiter. Das Licht leuchtet uns. Wir können mit einem Fingerdruck tausend Glühflammen aus dem Dunkel wecken oder für Pfennige hundert Flämmchen aus kleinen Hölzern emporbrennen lassen. Was Licht ist, sagt uns das Wissen und die Gewohnheit, und wir sind zufrieden, es für eine Energie zu halten und nichts weiter. Wir wissen alles —

und wir werten es wenig. Die Liebe zu den großen Wesensdingen ist uns verloren. Die Dinge wirken gar nicht auf uns. Wir genießen sie meist in dem engen Becher des Begriffes. Wir sind aus den Gründen der weiten Welt wie Pflanzen aus Felsen hervorgekrochen. Aber wir wissen, was Pflanzen und Erdboden und Licht und Luft ist, und sind es zufrieden. Wie ein schlechter Sohn, der gleichgültig auf die ewige Hilfe und Tat der reichen Eltern baut, ohne sie zu lieben, so sind wir befriedigt, wenn wir nur mit Sicherheit über die Dinge verfügen, nichts weiter. Wir sind Staatsmenschen. Wir sind auf Wort und Wissen gestellt, wir finden uns eingeengt in eine Welt von Begriffen, die der Notdurft dienen und im Zwange der Notdurft der Massen aus den wirklichen Dingen entstanden sind. Aber wir haben vergessen, daß ein jeder von uns einmal, ein ganz Einzelner, aus dunklen Gründen aufgestiegen ist, urverwandt im Blute mit Fels und Wasser und Fisch und Vogel. Wir haben vergessen, daß in Wahrheit alle Dinge Naturdinge sind und daß auch im Natursinne unseres Lebens die wahre bauende und nährende Macht des Persönlichen allein beschlossen liegt. Denn niemand kann auch nur eine eigene Sprache reden, dem nicht erst die Sinnendinge wieder reden, die große Sinnenwelt mit ihren Zeichen und Wundern, die zugleich zeugende und brennende Macht haben. Niemand kann ein Künstler sein, der nicht fernab von allem Herkommen und allen Namen in der weiten Sinnenwelt eine eigene, sinnliche Heimat gewann. Niemand kann vom Erkennen der Dinge etwas ahnen, der nicht das Wissen, an der Tiefe der Erlebnisse gemessen, als Stückwerk erkannt und

es in sich selbst und nur in Beziehung auf sich zur inneren Einheit erhoben hat. Wer wollte anders auch sich in sich zurückfühlen bis ins Ein und All, in dessen leibhaftigem Wunder verstrickt wir unser Leben leben? Wer wollte zur Ehrfurcht kommen? Wer wollte anders wieder ein echt religiöser Mensch sein, nicht einer, der die unwirklichen und unsinnlichen Gedankendinge und engen Theorien — nein, der die machtvollen, grenzenlosen, allgegenwärtigen, alldrohenden und allgütigen wirklichen Dinge um uns und in uns anbetet?

*

DEINE MÜTTER

Alle Wesen sind in einem jeden.

Alle Mächte leben in einem jeden.

Alle Sehnsüchte drängen in einem jeden —:

Stein sind wir. Der Stein spricht in uns.

Pflanze sind wir. Wir wachsen in einer Menschenmutter, wie die Knospe am Strauch, ziellos träumend. Die Pflanze spricht in uns.

Raumwesen, Licht und Feuer, alles lebt und spricht in der Sprache unsres Mundes und drängt im Gefühl unsres nie gedachten Schicksals.

Windhauch sind wir — und schwer wie Felsen.

Alle Dinge haben uns in unser Blut das Geheimnis ihres Tages und ihrer Nacht verraten.

Der Blitz zuckt in uns — und die Trauer der finsternen Wolke.

Der Bach plaudert in uns — und wir zerschellen wie
eine Springslut.

Aller Geheimnisse Sinn lebt in unserm Leben:

Offenbare die Sprache von Blitz und Stein, Feuer
und Wolke — deiner Menschwerdung Sprache aus zeit-
los abgrundtiefem Dasein!

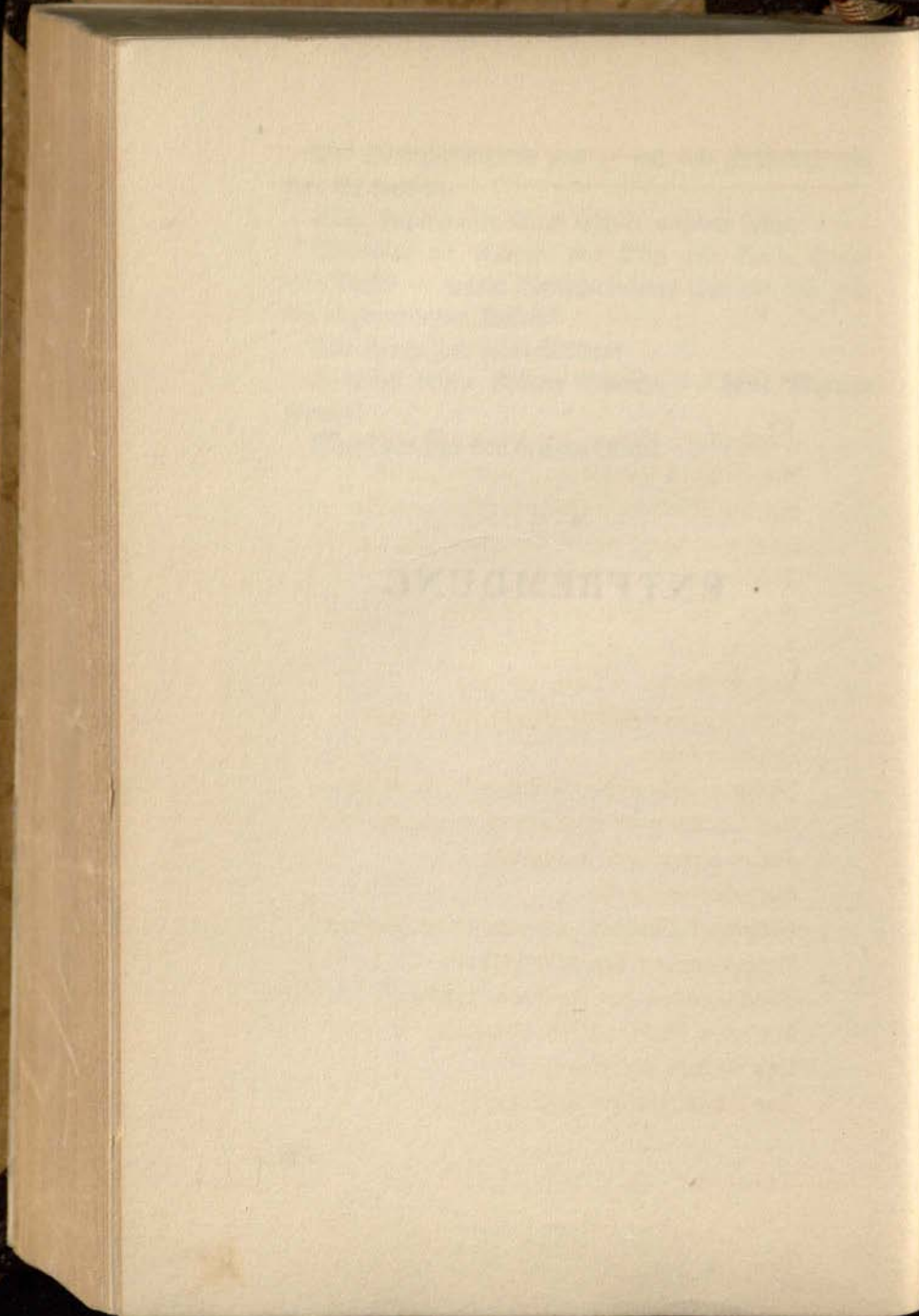
Alle Dinge sind deine Mütter!

D sprich deiner Mütter Sprache — deine Mutter-
sprache!

Singe das Lied von deinem Leben!

*

ENTFREMUNG



HOHER WANDEL

Hoch in den Bergen, auf weicher Grasflur,
Wo Einsamkeitsatem an Halmen zittert,
Wo des Menschen Tritt in der Ode verhallt —
Hoch dort wandl' ich — und schaue und schaue
Über endlose, blaue Gebirge
Rings, wie ewig erstorbenes Meer. —
Fern in Tiefen rauchige Dünste:
Und ich wandle in klaren Höhen,
Schreite, wo mächtige Blöcke sich türmen,
Zwischen Felsen,
Zwischen gigantischen Trümmern schreit ich —
Und der Abendsonne jauchz ich entgegen,
Die in himmlischen Lichtgrund
Strahlend eintaucht:
Glühender Bronnen, mit purpurnen Wassern
Bergumrandete Erdbecken füllend —
Jauchze, wenn das sprühende Licht
Einsames Flechtengestein überglüht.
Und ich locke den Vogel,
Der sich in Klüften verflogen,

Der im Nachtwind der Berge
Dunkles Krummholzgebüsch
Angstlich ratlos umflattert —
Tauchze und fühle mich frei,
Wo Einsamkeit wohnt,
Wo des Menschen Tritt in der Ode verhallt.

*

HOCH IM LICHT

Wenn der Herbst die Birke goldet,
Und im Tale Nebel wehen,
Ziehen wundersame Träume
Wie die Wandervögel aus —
Wollen über Heimatberge
Hoch hinein in blaue Himmel.
Alte Sehnsucht rührt die Seele,
Möchte nimmermehr nach Haus.
Fort ins Weite! Fern nach Wundern
Regt die Seele ihre Schwingen.
Ach, so fern und ferner dringen
Hoch im Licht muß Jubel sein!
Über Wälder, über Meere —
Hin wo weiße Pfauen Klagen,
Auf verträumter Pinieninsel
Lauch ich ganz in Jugend ein.

*

ZWIESPRACH

Es ist ein zauberstilles Fest,
In weiter, klarer Nacht allein.
In Thal und Schlucht weht Einsamkeit.
Nur du und ich. — Es rauscht im Grund. —
Ich seh dich nicht. Ich fühl dich kaum.
Denn du bist nah — und bist doch weit —
Und lautlos spinnt die graue Zeit,
Und zittert weite Erdennacht.
Die Sterne stehn. — Nur du und ich —
Und hab dich nimmer je gesehn — —
Und habe doch in tiefer Nacht
Erschauernd, stumm nach dir gewacht,
Begraben ganz in altem Leid
Seit grauer Zeit.

*

OHNE SEELE

Ich bin traurig. Ich bin arm.
Ich bin ganz verdorben.
Durch die winterkalte Zeit
geh ich wie gestorben.

Ausgedorret ist der Quell
tief im tiefsten Grunde.
Fühle weder Lust noch Leid.
Tot ist jede Stunde.

Ohne Seele wandle ich
auf vereistem Stege.
Rabenschwärme krächzen laut
über meinem Wege.

*

ENTFREM DUNG

Ein Dünenhügel ragte
Einsam aus tiefster Zeit,
Drauf Totenbeine bleichten
Weit in die Ewigkeit.

So stumm und fahl im Raume
Brannte der Sonnenschein.
Ich selber war lange gestorben
Und bleichte als Totengebein.

Und über den toten Wellen
Versank die Sonne nie —
Es war zu Stein geworden
Lebendige Melodie.

*

UNBEWEGT

Schweigend ist die Nacht gekommen,
Erde sank in Dunkel ein.
Armer Menschenseele Heimat
weitet jetzt der Weltenschein.

Alle Wunder, die ihr leuchten,
glühn aus Tiefen, nie gedacht;
alles Glück der Erdenkinder
fällt ein Stern in dunkler Nacht.

Ewig Staunen — ewig Sehnen —
und Erfüllung Lorenwahn!
Willst das Wunder du ergreifen,
darfst du nie dem Wunder nah!

Nur die selige Stunde herrsche,
die dein eignes Leuchten trägt:
leuchte, glühe und verglühe —
aber bleibe unbewegt!

*

BERGHÄUERS LICHTER

Verlaß dich singend auf deine heimlichen Feuer!
In Tiefen glimmen sie — zuckende Flammen,
Berghäuers Lichter im dunkelsten Schacht.
Traue den stillen, einsamen Scheinen —
unterdessen die Teufen in ewig schweigenden Dunkeln
Tropfen um Tropfen eintönig niederweinen.

*

AN HUGO WOLF

Über Meerergewässer ringenden Fluges
Trugen ihn Flügel, die den Sturmwind schlugen,
Riesenflügel mit mächtigem Schlage
Schlugen die Lüfte und dehnten sich ringend aufwärts:
Schwer war der traurige Flug —
Schwerer die Sehnsucht
Auf durch Sturmgewölke zu dringen.
Denn die Luft troff grau —
Grau jagt der Himmel —
Unaufhörlich wälzte sich graue Meerslut.
Ach! — und so schwer er auch rang
Mit Flügelschlage,
Und soweit ihn auch hintrug
Sonnensehnsucht —:
Endlos dehnten die jagenden Rebel —
Endlos dehnte die wallende Flut sich —:
Da! — auf einmal! — ein Wunder! — ein Wunder!
Da! — auf einmal zückt es wie Strahlen —
Und es springen die goldenen Tore —
Und es wird ein Jauchzen die Sehnsucht —!
Seele — die finstere Seele wird Sonne —
Sonnenströme stillen die Bogen —
Und aus verwehenden Nebeln tragen
Lauige Flügel ins funkelnde Licht —:
Saphirne Tropfen rauschend entträufelnd,
Fallen wie Perlen ins flimmernde Meer.

W E G M Ü D E

Weiß Gott! müde und traurig bin ich.
Ich habe eine alte Stadt gesehn,
Und fühlte drinnen allerwegen
Die Träume meiner Jugend wehn.
Jugend, bist vergangen.
Noch immer das alte Verlangen —
Und's Leben will vergehn.

Weiß Gott! müde und traurig bin ich.
Ich hab einen alten Freund gesehn,
Wir sahn uns lange in die Augen
Und konnten uns so gut verstehn.
Jugend, bist vergangen.
Noch immer das alte Verlangen —
Und's Leben will vergehn.

Weiß Gott! müde und traurig bin ich.
Und muß doch immer vorwärts gehn.
Am Himmel blinken schon die Sterne.
Wer kann das Leben recht verstehn!
Jugend ist vergangen,
Ewig das alte Verlangen —
Bis unsre Stunden verwehn.

*

LANDSTREICHER

Ein glüher Brand im Osten droht
aus dunkler Nacht — in stummem Schein.
Ich bin am Wege aufgewacht.
Ein Friedeloser muß ich sein —

ein fremder, vogelfreier Mann —:
such Heimatstatt — irr hin und her.
Wo ich noch klopfte, Klang's heraus:
„Wo die nur wär! Wo die nur wär!“

Auf weites Land voll Nacht und Schnee
haucht neuer Morgen Feuerlicht.
An tausend Morgen trieb's mich fort
von Ort zu Ort — und fand sie nicht.

Ein glüher Brand im Osten droht
aus dunkler Nacht — in stummem Schein.
Ich bin am Wege aufgewacht
und muß von neuem Wanderer sein.

*

LAND DER DÄMONEN

Meiner Dämonen blühendes Land
war's, das ich heimlich im Traume ausfand.
Wandelte schwebend durch üppige Wiesen,
selbst nur ein heimlicher, lüsterner Laurer. —
Und wie auch immer die Stimmen sangen —
friedlosen Sinnes, in ewigem Bängen,
dunkel und unstet in eiligem Schweben,
fühlt ich die Sehnsucht, ein inbrünstig Feuer,
fühlt ich die Lüfte aus Tiefen beben.
Und wie auch immer die Sehnsucht ins Helle
zehrend aufquoll, wie Wolken aus Gründen,
immer und immer entchwand von der Stelle
strahlender Frühling — und rastlos hinschwinden
sah ich die lieblichsten, lachendsten Laben,
sehnt ich aus ewig entfesselten Gieren
mich nach den Trauben, mich nach den Mündern —
schwanden, entschwebten Blüten und Früchte,
selig umjubelt von lachenden Kindern.

*

D Ü R R E

Bleich und versengt die Flur ...
Sommerblumen verstaubt ...
Himmel fahler Azur ...
Bäche sickern noch kaum ...

Ach, es schleppt sich daher
grauenvoll dürstendes Weib ...
sengender Schild die Wehr ...
flatternd das Leichentuch ...

Grauenvoll hohl brennt der Blick;
dorrend einst rosige Haut,
Schlangengelock im Genick,
Kralle gieret die Hand ...

Nichts will sie lieben! ... oh Not!
Wer gab ihr Atem so heiß?
Wer hieß sie tragen den Tod?
Wer gab den Fluch auf den Weg?

Fliegen schwirren ihr nach ...
sie knickt jeden bleichenden Halm ...
dörret den sickernnden Bach ...
jagt mit den Zehen den Staub ...

Staub hebt im Wirbel sich auf ...
in der Säule hastet sie hin ...
nichts hemmt den graufigen Lauf!
Fliegen umsummen sie dumpf.

Gift und Pest weht von ihr ...
die Erde wird dürr und tot ...
Tod steht vor jeder Tür ...
Sonnenschild brennet und fengt.

Ratlos und herzlos der Blick
im Auge der Dürstenden starrt ...
dürr in den Staub zurück
sanft längst der fröhliche Flor.

Längst sank ins trocknende Blut
Freude und Liebe, der Gram ...
dürr rinnt das letzte Blut ...
Seele dorrt und starb ...

Ach, es schleppt sich daher
grauenvoll dürstendes Weib ...
fengender Schild die Wehr ...
flatternd das Leichentuch.

*

DER GESPENSTIGE REITER

Ein sicherer Reiter
auf dunklem Tier:
über Gründe und Felsen
folgt es mir.

Einen jauchzenden Sprung
auch in Lüfte hinein!
so muß mein
Flügelgenosse sein:

ein Flügelgenosse
aus Liebe und Tod. —
Wir steigen empor
mit dem Morgenrot,

und werfen uns hoch,
und fragen nicht viel,
und kennen uns kaum,
und finden das Ziel.

*

RÄTSEL GEBUNDEN

Ein Gras vom Felsen!
Eine Blume ...
Vielleicht toter Stein ...
Vielleicht auch ein Leben ...

Wir wohnten in einer Höhle,
die Schlange und ich,
in meiner Mutter Höhle
wohnten wir beide heimlich.

Zerborstner Baumstamm, der seufzte,
das war meine Mutter,
eine stöhnend verflatternde Stimme
um Felsen in Nachtlust
Klang meines Vaters herrische Stimme.
„Fß! Fß!“ seufzte die Mutter!
„Verschlinge! verschlinge!“
brauste der Sturm.

Ich weinte ... ich weinte ...
und dann lacht ich,
weil mir grauste,
und aß die Schlange
und wurde hörend ...

Ein Gras vom Felsen!
Eine Blume ...
Vielleicht toter Stein ...
Vielleicht auch ein Leben ...

*

TRUNKENSTE STUNDE

Rühl im eisklaren Becher
flutet der Wein.
Schau in sein Gold
und träume
Liebe hinein!

Hebe die Schale in Sonne
hoch! und versunken zum Munde —
und dann flüstre die Worte:
„Ihr sei die trunkenste Stunde!“

Und bekränze dein Haar!
Und reiche die Wangen dem Windel!
Daß er dir Düste wehe,
und um die Schläfen gelinde
streichle ein Hauch!
So tändeln selige Hände,
so küßt der duftende Atem
der Liebe dich auch.

*

VISION

Stürme, die mächtigsten, die ich gehört,
tosend und seufzend in nächtlichen Schlüften,
ducken die Büsche — und rufen aus Grüften
Tote — und heulen und singen betört.

Heimliche Stimmen, wie nie ich gehört,
Klagen aus ewig ummauerten Banden.
Meine geheimsten Gedanken erstanden
aufgeschreckt und vom Tosen versehrt.

Und wie im Wirbel in endlosem Zuge
wehen Verhüllte — in Mäntel verborgen,
Tote und Lebende, rastlos hinan —
Schatten — und Nächte ohn kommende Morgen —
gierige Schwärme in reißendem Fluge
jagen gespenstig verwehende Bahn.

*

ERDENKINDLEINS WIEGENLIED

Du Kindlein weich!
Im Erdenreich
bist kaum erwacht
aus Schlummer.

Bald bist du Mensch
voll Tag und Tun,
in Groll und Kampf
und Kummer.
Schlaf süß! schlaf süß!

Aus Paradies
der Engel Gottes dich verstieß.
Schlaf süß! schlaf süß!

*

PANS LACHEN

Wie frühe Saaten schimmern — sanft und reich —
Jung Schilf im blauen Sumpf — Viel Sonnenfunken
zerspringen auf dem Spiegel. Grundwärts prunken
die Frühlingswolken, weißen Schwänen gleich.

Hin übers Wellenkräuseln — dumpf und weich
wie Elfentrommeln — rätselhaft ertrunken —
ein stilles Widertönen! — Sonnenfunken
zerspringen überm feucht kristallinen Teich.

Nie hört ich quellender im Schilfe zittern
das Lachen Pans, nie frühlingsliches Beben
so aus dem Grunde, wie in sumpfiger Flut,

wo tausend Fröschelein neu in Lüfte wittern,
noch ganz erstaunte Auglein schläfrig heben,
und heimlich trommeln ihre Liebesglut.

*

O FRÜHLING! RÄTSEL DU!

D Frühlings! welches junge Wunder du,
das licht aus grauem Erdreich aufgeblüht,
das aus dem harten Astwerk weich aufglüht
in tausend Blütenwölkchen — Frühlings du!

Ihr jungen Wasser findet nimmer Ruh
in jachem Wallen — und der Bettler zieht
in warmer Sonne — alles rauscht und blüht —
Nur zärtlich Blühen deckt die Toten zu ...

D Frühlings! Rätsel du! In tiefem Schweigen
quillst du aus Lode, wie am Schöpfungstage —:
verwandelt Gram in Licht und Stein in Brot.

Wär's nur ein Narrenspiel? Bist du der Tod?
Und lockest Tote nur voll stummer Klage
im Zaubermantel in den Geisterreigen?

*

DIE FRÜCHTE SIND ROT

Ich sah einen elenden, hageren Rappen,
von Goldlaub umweht und in goldenen Scheinen,
mit schlürfendem Hufe, auf knickenden Beinen
den Dorfsweg hinunter, ins Moor hin tappen ...

Und sitzt da in tollern Lumpen und Lappen
der lächelnde Tod mit staken Gebeinen
auf müdem Tier ... unter goldenen Scheinen ...
eintönig nickend im Trotte des Rappen.

Und Kinder tanzen. Und Krähen treiben.
Es ist das alte Lied in den Lüften —:
Die Goldfäden spinnen. Der Herbst ist laut.

Die Toten ruhen in ihren Grüften.
Die Blätter sinken. Die Früchte sind rot.
Und Kinder necken den lächelnden Tod.

*

CHARON

Die Moorflut zittert. Ein Boot zieht her
auf glasigem Kanale. Am Uferrand
der stumme Ferge stößt hart und schwer
verhüllte Ladung mit knöcherner Hand.

Die Moorflut rieselt ums schwarze Boot.
„Was hast du geladen, Fährmann? — Sprich!
Schläft dein Gefährte? — Ist er tot?
Wen stößt du ins Weite?“ — — „Dich! — nur dich!“

Die Schatten eilen. Die Wolken ziehn
hoch oben in Lüften. Die Wellen sprühn
im Silberlichte —: — Durchs Brückentor

schwebte das Boot, das im Glanz sich verlor . . .
Und ich? ich staune dem Fährmann nach,
der still hinleitet zum stillsten Gemach.

*

SCHALE DU DES WAHNS

Scharf schneiden dunkle Schatten in die Flächen
von Silber ... blinken Früchte in dem Strahle
des Mondes ... einsam glänzt geschliffne Schale
und ladet mit der Liebsten still zu zechen

in zauberschwüler Nacht —: — Ganz leis zerbrechen
rings Töne, kaum noch zu der Liebe Mahle
geboren aus der Seele Traumpokale,
die nur hinwehn und flüstern, niemals sprechen.

O Prunk der Liebesnacht, im Mondenscheine
des stillen Schlosses rings ... dess' Steinterrassen
verschlafen liegen ... zitternd kaum von Schimmer!

Und Schale du des Wahns ... ach immer, immer
seh ich dich lockend blinken ... und verlassen
und einsam liegt das Schloß, darin ich weine.

*

REITER UND TOD

Hoch über Gründen, die, vom Abend trunken,
verlorenen Rauschens still Geheimnis tragen —
wo alles Leben Lärm wie tote Sagen
im Flüstern glüher Einsamkeit ertrunken —

dort, wo nur Felsen noch in goldnem Prunken,
stumm leuchtend jedes Riff, im Ather ragen —
die Fernen schon in Dämmerflören klagen,
eh sie in tiefe Rätselnacht gesunken —:

hinzog auf scheuem Pferd ein sicherer Reiter —
ein Strahlender — mit Singen und mit Loben
grüßt er des Sonnenfährmanns neigend Boot —

ein atmend aller Menschenhaft Befreiter —:
Und witternd — Nebelschleier los umwoben —
die Knochenhand am Zügel — schritt der Tod.

*



DGGH 2467

REGISTER DER VERSANFÄNGE

Als wenn im Traum ich kommen	53
Auf Bergeshöhe Johannisnacht	66
Auf lebloser Felsenhöhe	113
Aus lichtem Abgrund hinter den Bergen	71
Bin wieder einsam und stark und frei	79
Blauer Himmel, wie ein helles Auge.	179
Bleich und versengt die Flur	265
Blütenblätter wehen.	55
Braune Scholle am Märztag	49
Dämmern Wolken über Nacht und Thal.	215
Der Himmel voll Sonne	107
Der Morgen lohte glühend auf	59
Der Mutige blickt voraus.	193
Der Wind trug es her — :	27
Der Winter stöbert	72
Die letzten Sonnengluten sanken längst.	178
Die Moorflut zittert. Ein Boot zieht her	275
Die seidenzarte Wimper	12
Die Welt ist schön, wenn der Flieder blüht	180
Du Kindlein weich!	271
Durchs Leben flieh ich	108
Düster glühe Meerflut	134
Du warst einmal — nicht nur im Traum —	109
Eichenäste ragen	171
Ein armes Ding, der Mensch	203
Ein Dünenhügel ragte	258
Eine frische Quelle war's.	13

Ein einsam schwarzes Segel ruht	141
Ein Gefangener bin ich —	106
Ein glüher Brand im Ofen droht	263
Ein Gras vom Felsen!	268
Ein Löwenpaar — der Alte ausgestreckt —	208
Einmal schien die Welt.	110
Einsam bin ich nicht! — einzeln!	205
Ein schwarzes Schiff.	138
Ein sicherer Reiter.	267
Ein wunderbares Rätselreich — die Nacht!	176
Empor über Knorren und Steine	69
Er hatte alle Weisheit längst gewonnen.	198
Es fliegt eine Eule im Dämmerraum —	222
Es ist ein zauberstilles Fest	256
Es ragten heimlich aus der Frühlingserde.	220
Es schläft ein stiller Garten.	68
Flamme in Nächten	204
Geist, wie bist du eingeschränkt	197
Goldbleiche Sonne	133
Goldne Dirkschleier	225
Gott grüß in die Nachtsee!	139
Grau wogt der See	140
Hab es nur einmal gefühlt	186
Hast du das herblich goldne Land.	223
Hinter Bergen will die Sonne schwinden	23
Hinterm Kornfeld.	170
Hoch in den Bergen, auf weicher Grasflur	253
Hoch ragt die Höhe	194
Hoch über Gründen, die, vom Abend trunken,	277
Ich bin traurig. Ich bin arm	257
Ich hab' ja ihr fliegendes Goldhaar gesehn	26
Ich hatte einen Traum.	17
Ich möchte nicht erwachen —	14
Ich sah einen elenden, hageren Rappen	274
Ich saß im grünen Wald.	20
Ich saß an meines Vaters Sterbebett	111

Ich will mich selber finden	199
Im Dämmer der Nacht	75
Im Schatten goldner Blätter	18
In den Wind — in den Wind	64
In die Dämmerwelt	61
In meiner Träume Heimat barg ich dich	28
In meiner Träume Heimat blühest du noch	67
Junge Trauerfrau	65
Kalte, feuchte Blätter treiben	114
Kennt ihr die blauen Nächte	214
Komm! o komm! und singe dein Lied!	25
Kühl im eisklaren Becher	269
Liebe Seele, liebe Quelle!	196
Lieder, klar wie Frühlingsquellen	51
Manchmal in Stürmen	202
Meine Berge leuchten wieder	213
Meiner Dämonen blühendes Land	264
Meines Erlebens quellende Brunnen	195
Mir immer wieder unbegreiflich	62
Morgen will leuchten	57
Nach fernen, sonnigen Wundern	224
Nacht, o dehne dunkle Schwingen!	221
Namenlos bin ich wie der Sonnenstrahl	9
Nun ich den Sturm höre, der sehnfüchtig stöhnt	74
O Frühling! welches junge Wunder du	273
O weiche, silberne Frühlingsnacht!	217
O zarter Sproß	200
Rosentage — wunderreiche!	63
Scharf schneiden dunkle Schatten in die Flächen	276
Schweben willst du uns lehren	154
Schweigend ist die Nacht gekommen	259
Schwer und düster wogen die Glocken im Thal	24
Sehnsucht aus einsamer Seele aufsteht	219
Sommer ist nun worden	174
Sonne in wehender Sommerluft —	172
Stiller Abend sinkt —	52

Strahlenschöne Feuersonne	137
Stürme, die mächtigsten, die ich gehört	270
Ländelnd umfosen mich weiche Winde	16
Tausend Lannenwipfel drohn	115
Tausend weiße Blumensonnen	11
Tief in Klippen, am tobenden Meere	143
Über Bergen goldne Ketten	60
Über die Heide weht die Nacht	177
Über Meergewässer ringenden Fluges	261
Über mir in wolkigen Lüften	169
Über mir und meinem Thal	216
Über silbernen Wellen	175
Verlaß dich singend auf deine heimlichen Feuer!	260
Wahnwitzig kühn, wie Piraten in Schluchten	209
Was immer war	105
Was geht den Seligen die Not an?	155
Wasser schäumen ums schießende Boot	136
Weiß Gott! müde und traurig bin ich	262
Weißt du, ich hab eine Quelle gefunden	10
Wie frühe Saaten schimmern — sanft und reich —	272
Wie liebe ich die Flamme!	206
Wilde, sehnende Sturmesminnen	116
Winter in Bergen	226
Wirf dich nur weg!	186
Wir schritten in dunklen Klippen fort	142
Wenn der Herbst die Birke goldet	255
Wenn die Frühlingssonne wieder scheint	218
Wenn die weite Nacht	173
Wenn du etwas redest	201
Wenn ich hoch oben geh	70
Wenn ich tief im Zauberwalde	22
Wenn in fernen, sonnigen Tagen	29
Wo eine leise Quelle	77
Worte . . , allerwegen Worte	207
Zaubersames Sausen	76

INHALTSÜBERSICHT

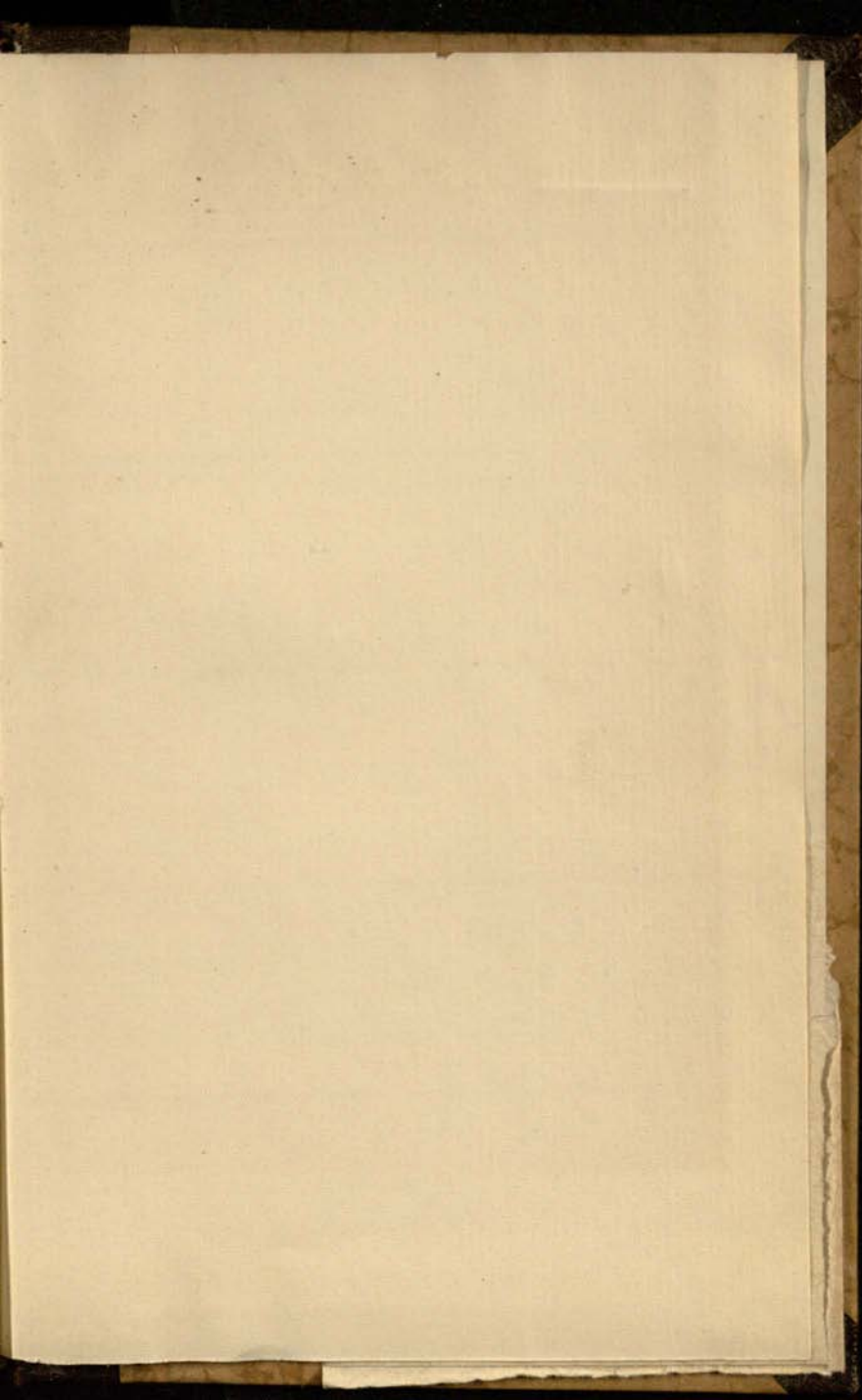
Frühe	7
Seele	31
Heimat	47
Umriffe	81
Wege des Grams	103
Strandgut.	117
Dunkle Flut.	131
Kunst	145
Sonne.	167
Befinnungen	181
Stille	211
Weltanschauung.	227
Entfremdung	251



Berichtigung:

Das Gedicht „Heimatstraßen“ auf Seite 173 beginnt richtig:
Wenn die weite Nacht . . .

Dieses Buch wurde in Korpus Breitkopf-
Fraktur gedruckt von der Dffizin Haag-
Drugulin & Co., Leipzig



[illegible]

50

